



Alt ist man, wenn die Neugierde auf Neues fehlt





Der Unterschied: drei Zentimeter

"Er hat mir auf die Schuhe gepinkelt!" Dies muss wohl der erste Satz gewesen sein, den ich in meinem Leben gehört habe. Tanten können aus langjährigen Erfahrungen genau vorhersehen, wohin der Strahl eines neugeborenen Knaben geht, normalerweise in mässigem Bogen seitlich nach oben. Entsprechend nahe können sie sich an den neuen Wonneproppen heranwagen und ihr endloses "Eia, eia, wie süss er ist!" stundenlang gefahrlos wiederholen.

Nicht so dieses Mal. Ihre grellen Schreie haben mein postnatales Syndrom ein ganzes Leben lang geprägt, so dass ich meinen besten Freund ungern älteren Damen zeige. "Mit ihm stimmt etwas nicht!" und "Da unten ist etwas kaputt!" Sie müssen wohl kurz nachgeschaut haben und sehr bald war ein Arzt herbeigezerrt, der fachmännisch feststellte: "Schnippschnapp, die Vorhaut muss weg!" Alles Weitere geschah wohl in Narkose, denn als ich wach wurde, beugten sich alle über mich, um den reparierten Schaden genau anzuschauen.

Ich muss dadurch etwas Besonderes geworden sein, denn überraschend viele Nachbarn brachten trotz akuter Versorgungsprobleme in den letzten Kriegsmonaten Geschenke, um auch mal sehen zu können, wie "das da unten ohne aussieht." Sie diskutierten über Vor- und Nachteile für Frau und Mann und kamen übereinstimmend zum Resultat, dass ich wohl beim anderen Geschlecht ein Leben lang wegen mangelnder Vollständigkeit Probleme haben würde, weil "ohne" halt doch nicht ganz so vollständig sei wie "mit".

Das Gegenteil trat ein. So etwa in der dritten Volksschulklasse schlich sich Samuel beim Duschen an mich heran und flüsterte: "Herzlich willkommen in unserer Gemeinschaft!" Ab sofort wurde ich in Kreisen herumgereicht, die mir bis dahin unbekannt waren und die sich sehr spendabel zeigten. Es gab immer genügend Kuchen, grosszügige Geschenke und schwarz gekleidete Männer mit wallenden Bärten erzählten mir in einem nie gehörten Dialekt, wie ihre Religion funktioniert. Ich hatte ähnliche Geschichten gelangweilt von unserem Pfarrer gehört, doch in der neuen Umgebung war alles spannender, weil es authentischer und engagierter vorgetragen wurde. Schlagartig waren all diese Privilegien vorbei, als in der Regionalzeitung die Konfirmanden vorgestellt wurden.

Nun hiessen meine Freunde wieder Peter und Klaus, doch die langsam interessant werdende Damenwelt hiess immer noch "Sarah, Hanna und Rahel", denn "mit ohne" war ich ein ganz interessantes Objekt. Dennoch heiratete ich eine mit christlichem Namen.

So meisterte ich das Leben ohne Behindertenausweis, vergass meine fehlenden Zentimeter bis vor kurzem, als in einem Presserummel alle Krankenhäuser Sonderkonferenzen abhielten, ob sie weiterhin ein- bis zweimal im Monat bei zugezogenen Arabern auf Anordnung der Eltern "Entweihungen von männlichen Babys ohne deren Einverständnis" vornehmen dürften. Befragte Politikerinnen wurden vor laufenden Kameras schamrot, weil sie weder optische, geschweige denn praktische Erfahrung mit diesem Problem hatten. In ihren Statements retteten sie sich "in die grundgesetzlich gesicherte Entscheidungsfreiheit des Einzelnen".

Ein Konsens ist nicht in Sicht, da man solche unnötigen Peinlichkeiten gerne aus der Öffentlichkeit verdrängt und höchstens in Hinterzimmern, aber auch dort noch, mit vorgehaltener Hand diskutiert.

Coming-outs von Politikern, Showstars und Fussballspielern fehlen, also bleibt alles beim Alten.

Und wenige Auserlesene wie ich werden weiterhin besonders sein und das Besondere "unten ohne" haben. Ätsch!

Der erste besondere Moment

"Trink doch, mein Knecht!". Immer, wenn er liebevoll diesen Satz sagte, wusste ich, dass es nun kein Zögern und keine Widerrede mehr geben konnte. Ich fühlte mich zum ersten Mal im Leben fehl an einem Ort, heute würde man salopp sagen, dass ich wohl im falschen Film war. Seine Worte hallten an den mittlerweile kahlen Wänden zurück. Nach dem unerwartet plötzlichen Tod meiner Grossmutter, sah er im Leben kaum noch Sinn, verschenkte die halbe Wohnungseinrichtung, verbrannte ihr Bett im Hof, ging stundenlang allein im Wald spazieren, liess alle seine geliebten Raben aus den engen Käfigen, wo sie sich am Maschendraht die Köpfe blutig hackten, mit Geschrei frei. Sie konnten aber mit einer natürlichen Umgebung nichts anfangen und kamen freiwillig in ihr Gefängnis zurück.

Und den grossen vielfarbigen Gockel, den er jedes Jahr an der Kleintierausstellung aufwendig präsentierte, fing er mühsam ein, nahm ihn an den Füssen, drehte ihn ein paar Mal schnell im Kreis und hackte ihm auf dem alten modrigen Holzklotz den Kopf ab, denn der hatte es gewagt, seinen "Knecht" zu attackieren und ihm ins Gesicht zu picken. Und nun war wieder für ihn einer dieser endlos langen und ungeliebten Samstage, an denen er bisher ein volles Pro-

gramm gehabt hatte: Kehren rund ums Haus, Anzünden des Holzes für das heisse Wasser, das in die alte rostige Bütte gekippt wurde, Vorbereiten des bürgerlichen Sonntagsmenüs mit Salaten oder Gemüse aus dem kleinen Garten, immer Fleisch, gebraten oder vom improvisierten Aussengrill und ein selbst gemachtes Dessert von eigenen Früchten mit viel Zucker. Nun ass er immer weniger und verfütterte heimlich Essen, das ihm der ein oder andere Nachbar mitbrachte, an die letzten Hühner.

Am Samstagnachmittag musste ich, "sein Knecht", zu ihm kommen und immer dasselbe Ritual praktizieren. Zuerst durfte ich für eine Mark einen grossen Krug Bier in der nahen Wirtschaft und einen vorbestellten Kümmelweck in der Bäckerei holen. Auf dem alten Holztisch in der Küche, an dem man sich, wenn man nicht gut aufpasste, auch mal einen "Schliwwer" unter die Fingernägel jagen konnte, standen dann zwei trübe Gläser für Bier und Wasser und mit seinem alten Hirschhorntaschenmesser teilte er den Kümmelweck in ein Dutzend Stücke, die er langsam im Mund einweichte und mit Bier hinunterspülte. Er zählte nie nach und wusste dennoch, wie viele Teile er schon gegessen hatte und wie viele mir noch zustanden. Das Bier trank er sehr zügig und vor jedem Schluck sprach er dieselbe Litanei: "Zum

Wohl Mutter, "Zum Wohl Oma, zum Wohl!" Das war dann so ziemlich die einzige Kommunikation.

Ich ahnte zwar sein Leiden, wenn er hie und da stöhnte oder heimlich eine Träne wegwischte, doch zugegeben hätte er es nie. Er war Mühsal und Schmerzen gewohnt. Als Steiger in einer Kohlegrube hatte er Karriere gemacht. Ich zögerte. Er nickte mir aufmunternd zu. "Zum Wohl ...Mutter, zum Wohl... Grossmutter!" sprach er für uns beide, stiess mit meinem Glas, das noch immer auf dem Tisch stand, an und zwang mich mit einem autoritären Lächeln, den ersten Alkohol meines Lebens zu trinken. Ich solle, ...nein, dürfe, ...nein, müsse! Schliesslich nahm ich einen Schluck und brachte meinen Grossvater mit meinem Prusten und Würgen dieser bitteren, sprudelnden und widerlich schmeckenden Flüssigkeit seit langem wieder mal zu einer Art Lachen. Er stiess nochmals und nochmals mit mir an. Mir wurde wärmer und wärmer. Auch beim sechsten Schluck konnte ich nichts Attraktives an Bier entdecken. "Zum Wohl, Mu-utter!" "Z...zum Woll. Grossmutti!"

Ich war schon gleich nach dem ersten Schluck beschwipst.

Wahrscheinlich hatte mein Grossvater die nun einsetzende Wirkung des Alkohols eiskalt kalkuliert:

Sorgen eines Zweitklässlers, der Rechnen und Schreiben nicht mochte, von der knallharten Strenge meiner Lehrerin, die zu meinem damaligen Frauenbild überhaupt nicht passen wollte, über die Ängste vor Turnstunden am Barren und fiesen Ballspielen, bei denen man den Letzten auslachen durfte und die Blamage, als ich vor der ersten Religionsstunde ins falsche Klassenzimmer gegangen war, weil ich nicht gewusst hatte, ob ich katholisch oder evangelisch war.

Grossvater hatte sein Ziel erreicht. Von nun an trank er sein Bier nicht mehr schweigend vor sich hin, er hatte seine bunten Nachmittage. Und ich hatte einen Vertrauten, dem ich, durch das Bier gelockert, alles, ja wirklich alles erzählen konnte, gewollt oder ungewollt

Noch heute kenne ich alle Bäckereien in der Umgebung, die Kümmelweck im Angebot haben.



Tausend zu eins

"Diese Stelle musst du hundert Mal spielen, immer schneller, immer flüssiger!" Als Siebenjähriger sieht man einen derartigen Drill schwer ein, vor allem nicht, wenn draussen die Spielkollegen warten. Ich musste nicht mehr auf das Notenblatt schauen: die Tonleiter rauf, die Tonleiter runter, Fingerwechsel vor dem Ton F, nach oben unter den Daumen, nach unten über den Daumen. Dabei durfte es keine Millisekunde Verzögerung geben. Mein rustikaler Lehrer war einst Musiker beim Militär und kannte nur die dort herrschenden Trainingsmethoden. Und so jagte er mich auf meinem kleinen Akkordeon zu Höchstleistungen.

"Fingerwechsel vergessen!" Peng sauste sein Bleistift auf meinen Hinterkopf. "Nicht abkürzen!" Peng!

"Zehnmal ohne Fehler!" Beim neunten Mal wurde ich einen Hauch langsamer. Peng!

"Drunter, nicht drüber!" Peng!

"Viel schneller, aber richtig!" Peng, peng, peng! Seine Schläge spüre ich noch heute, vor allem, wenn ich mich selbst bei einem Fehler ertappe. Ich hatte mich bald an sie gewöhnt, sie taten nicht wirklich weh, weil ich sie erwartet hatte und irgendwelche Nervenbahnen in der Empfindlichkeit reduzieren konnte. Seltsam wurde es allerdings, wenn der Schlag nicht eintraf, mein Körper reagierte trotzdem und brachte manchmal die "Peng"-Stelle ohne Treffer zum Zittern.

Und als er nach meinem ersten höchst erfolgreichen Grossauftritt ganz damit aufhörte, weil ich "alles umgesetzt hatte, was er mir beigebracht hatte und selbst die Synkopen sauber gespielt wurden", fehlten mir seine Attacken sogar. Ich sehe die riesige Halle mit den vielen Menschen darin immer noch, als wäre es gestern gewesen.

Als Zuschauer hätte ich an einer grossen Benefizveranstaltung teilnehmen dürfen, doch gleich mehrere Künstler bekamen Grippe und mein Musiklehrer hatte mich in der Not als Ersatz vorgeschlagen. Ich erfuhr zwei Tage vorher von meinem Auftritt. Trotz zweier Gratistrainings mit ihm träumte ich nachts Dutzende Male das Stück "Auf geht's" mit allen Zuckungen seiner Pengs, trainierte auf der Bettdecke die Fingerwechsel, blieb lange wach, weil ich glaubte, schwierige Passagen immer noch nicht zu beherrschen, stand um sechs Uhr auf, übte kritische Läufe, schwänzte den Religionsunterricht, weil ich einen Akkord vergessen hatte, schrieb in einem Diktat Noten zwischen die Wörter, verkrachte mich mit meinem Banknachbarn, weil ich ununterbrochen das

Stück vor mich hin brummte, ass zu Mittag nur den Pudding, verdonnerte Oma und Opa zu einem zweistündigen Konzert mit immer demselben Stück, ging sofort nach dem Abendessen ins Bett, weckte meine Eltern um Mitternacht, ob wir nicht jetzt schon losfahren könnten, und träumte in der restlichen Nacht wild von riesigen Mikrofonen, hinter denen ich mich verstecken konnte und einem Publikum, das wie Oma und Opa dauernd gähnte.

In Erinnerung ist auch der riesige Umkleideraum, in dem Musikgruppen und Spielmannszüge mit viel Lärm ihre Kleider wechselten. Ich schämte mich, weil meine Mutter mir das Akkordeon hinterhertrug, es auspackte und nochmals auf Hochglanz wienerte. Sie bestand sogar darauf, meine Haare mit Festiger einzusprayen, - und das war doch wirklich nur was für Frauen.

Nach und nach verliessen die Gruppen den Raum und kurz darauf klang aus scheinbar weiter Ferne ihr Trommeln und Blasen in Melodiefetzen, gefolgt von langanhaltendem Applaus, der hier drin wie eine Klospülung klang. Dann kamen einzelne Künstler, die offensichtlich sehr bekannt waren, denn meine Mutter bekam mehrfach die fliegende Hitze, weil sie ihnen so nah kommen konnte. Ein quäkender Lautsprecher über der Tür rief sie ab:

"Herr Willy Schneider, Ihr Auftritt in drei Minuten", "Frau Peggy March, bitte bereithalten",

"Herr Fritz Wunderlich, Ihr Pianist ist endlich eingetroffen!".

Und endlich dann: "Herr Akkordeon-Wolf, Ihr Auftritt in einer Minute!"

Jetzt war es vorbei mit meiner gespielten Ruhe. Ich raste durch den Gang zur Bühne, stürmte durch den ersten Vorhang, wurde zurückgerissen und stellte mich seitlich daneben, wo ich das Ballett über die Bretter tanzen, stampfen, wirbeln und kreischen sah. Ihr Auftritt endete in einem kollektiven Spagat. Der Applaus war laut, sehr laut, ich konnte mein Herzklopfen nicht mehr hören.

In diesem Moment wusste ich weder Anfangston noch Tonart, ich hätte mich jetzt draussen unsterblich blamiert, doch ein kleiner dicker Conférencier klopfte einige Sprüche über Frauen im Urlaub und Männer in der Küche. Während des hellen Lachens des Publikums spielte ich dreimal den Anfang des Stückes in den Vorhang. Nun redete er von der "Königin der deutschen Instrumente - nein, nicht Schifferklavier, sondern Akkordeon - ein jugendlicher Meister, - erleben Sie den achtjährigen Wolf!"

Ich wollte wie das Ballett rausstürmen, wurde aber wieder zurückgehalten: "Erst das Mic, dann der Vorhang, dann du!"

Ein Techniker führte mich in die Mitte der Bühne und schob mich durch einen schmalen Durchgang nach vorne. Gleissendes Licht blendete mich. Ich hielt die Hand vor die Augen, um meine Eltern sehen zu können, nichts, noch nicht einmal die erste Reihe konnte ich erkennen. Ich hörte nur ein Raunen und leise Gespräche, die aus endlosen Weiten kamen. Ich öffnete langsam den Verschluss des Akkordeons, erschrak über die Wirkung der Verstärkung des leisen Klickens, beugte mich über das Mikrofon und sagte ganz ungeplant: "Also, ich spiele Ihnen jetzt das Solo «Auf geht's» und ich bin nicht acht, sondern sieben."

Langsam wurde es leiser, ich blies den Balg in aller Ruhe durch, und als alle still waren, begann ich mit zitternden Fingern zu spielen. Vor allem mein Daumen wollte mir nicht gehorchen, doch nach den ersten Takten war ich ganz sicher, weil mein Musiklehrer mir eingetrichtert hatte, dass ich mir vorstellen solle, ich stünde bei uns im Wohnzimmer. Roboterhaft erledigte ich meinen Auftritt. Ich soll sogar lange Phasen die Augen geschlossen haben.

Ich nahm weder das Publikum wahr noch die Blitze der Fotografen.

In den Schlussakkord legte ich alle Kraft, spielte ihn länger und lauter als geübt, und schliesslich ging er unter in einem tosenden, donnernden Applaus, viel intensiver als beim Ballett.

Verbeugen hatte ich nie gelernt, tat es trotzdem, was mit dem sperrigen Akkordeon vor der Brust lustig ausgesehen haben muss, denn es animierte die Bravorufer noch mehr. Ich ging langsam zurück zum Vorhang, kam aber nicht weit, man schob mich nach vorne. Immer und immer wieder.

Der Beifall wollte nicht enden und der Techniker fauchte mich an: "Spiel noch was! Egal was!" Ich verbeugte mich kurz, das Publikum beruhigte sich. Das Klicken beim Öffnen erschreckte mich nicht mehr, ich beugte mich auch nicht mehr über das Mikrofon, sondern ging leicht in die Hocke: "Danke, danke, ich spiele Ihnen nun das russische Volkslied «Stenka Rasin»".

Es war nun wie zu Hause auf der Couch. Das Lied war einfach, ohne Schwierigkeiten und Fingerwechsel, aber mit vielen Synkopen, die ich lustvoll ausspielte. Der Saal sang mit. Ohne zu überlegen und wie ich es auf einer alten Schellack-Platte gehört hatte, wurde ich immer schneller und schneller, das

Publikum machte mit und trampelte am Schluss sogar den Rhythmus mit den Füssen. Beifall ohne Ende. Ich wurde zurück und vor geschoben, selbst der Conférencier verbeugte sich vor mir.

Ich wollte nun aber wieder hinter die Bühne, denn mehr konnte ich nicht auswendig spielen und jetzt irgendwelche Noten aus dem Umkleideraum zu holen, lag wohl nicht drin. Nach dem zehnten Versuch, nach hinten durch den Vorhang abzugehen, wurde ich wieder nach vorne gedrückt. Kurzerhand schnallte ich mein Instrument auf den Rücken, verliess die Bühne nach vorne und ging jovial winkend durch den ganzen langen Saal nach hinten ab. Tausend Menschen waren nun keine Gefahr mehr, sondern ein wunderschönes Gefühl, ein Dank für versäumte Spiele mit Kollegen und viele, viele Pengs auf den Hinterkopf.

Pausenzeichen

"Noch 128 Takte Pause - noch 127... 126 ... 125 ... 124 ... nö ... ich zähle nicht mehr mit, ich verlasse mich auf mein Gefühl, es ist ja nur eine Probe, ich merke das schon noch, wann ich einsetzen muss ... für ganze acht Schläge ... und in Mezzoforte, das merkt der da vorne schon gar nicht, falls ich überhaupt nicht oder vielleicht etwas später zuschlage. Den unnötigsten Job in einem Orchester hat der Dirigent: Rumstehen, grosse Reden halten über Interpretation, Punktierungen und Tempi, die man dann noch verschleppen soll. Nö, nix für uns, wir sind Provinz. Und wie sie sich dann bewegen, holprig, unelegant, in der Luft rumstochern, als würden sie Wespen jagen. Manche Einsätze dirigieren sie erst, wenn sie vorbei sind und lächeln dann etwas verlegen die Instrumentengruppe an, als hätten sie sagen wollen "Jaja, ich habe euch trotzdem immer im Griff".

Am liebsten sind mir schwule Dirigenten, die gehen innerlich stark mit, sie können leiden wie Stierkämpfer und sind nie böse, wenn man mal etwas verpatzt. Und die Pauken kriegen sowieso nur den Einsatz gewinkt, wenn es laut und auffällig werden soll, damit das Publikum sieht, wer der Herr im Orchester ist. Heute dirigiert er mit halber Kraft, das überträgt sich sofort auf alle. Pflichtübung. Mehr nicht. Zu lesen

habe ich heute mal nichts dabei, die Pauken sind gut gestimmt, ich muss nichts nachschrauben, geputzt sind sie auch, alle Ersatzschlegel liegen richtig. Erinnerungen werden wach:

Was war das ein Drama in der historischen Kirche im Elsass. Rammelvoll. Wie immer hatte ich die Schlegel aus Sicherheitsgründen mit in den Bus genommen. Die Gastgeber waren beim Abendessen sehr grosszügig mit Riesling und Pinot noir, alle haben kräftig zugelangt, schliesslich kennt man Haydns "Schöpfung" auswendig, da kann eigentlich nicht viel passieren.

Sehr spät haben wir uns dann von hinten in die Kirche geschlichen, locker nochmals durchgestimmt, und erst da merkte ich, dass alle Schlegel im Bus lagen. Ich raste aus der Kirche und Panik kam in mir auf, als ich ihn, um mehrere Ecken rennend, verschlossen vorfand. Von Ferne hörte ich schon die ersten Takte wie auf einem alten Grammophon, ich sprintete von Restaurant zu Restaurant und fand endlich den Fahrer in einer Bierstube.

Zwei Schlegel mussten in der Eile genügen. In Weltrekordzeit war ich an der Kirche, sprintete von ganz hinten durch den Mittelgang nach vorne, erschreckte den Dirigenten, weil er gar nicht bemerkt hatte, dass ich gefehlt hatte, stellte mich in letzter Sekunde hinter die Pauken, der Chor jubelte schon mit breitem

Grinsen "...und es ward Licht!", und ich donnerte einsatzgenau meinen Frust in doppelter Lautstärke in den geheiligten Raum.

Seitdem liegt immer ein Paar Schlegel in der Notenkiste.

Lieber Onkel Kurt,

es war an einem warmen Frühlingsmorgen 1942 um 9 Uhr auf der Krim. Ihr seid auf ein namenloses Dorf vorgerückt, Routine wie immer, mässiger Widerstand. Eure Kompanie hatte in den ersten drei Kriegsjahren nur zwei Verluste, der Krieg hatte Euch zusammengeschweisst. Neben dir robbte dein bester Kamerad Walter, plötzlich eine verirrte Granate, es trifft dich. "Er war sofort tot" schreibt er in sein Kriegstagebuch. Ein Teil des Geschosses war durch den Stahlhelm ungebremst in den Kopf gerast. Du hast in den wenigen Briefen von der Front immer sehr kritisch berichtet, erst aus Frankreich, wo die gefährlichste Aktion eine Bombardierung durch die eigene Luftwaffe war, dann der Schock, vom fast verträumten Bordeaux an die Ostfront zu müssen. Auf der langen Fahrt dorthin sagst du wenige Tage vor deinem Tod: "Wenn ich später einmal meinen Namen auf unserem Kriegerdenkmal sehen könnte, würde ich sagen: "*Den könnt ihr ruhig ausradieren, denn der ist nicht gerne gefallen.*" Du warst einer von den 361 Soldaten, die an diesem Tag gefallen sind. Deine Mutter ist an deinem Tod zerbrochen und früh gestorben, auch weil sie nicht

wusste, wo und wie deine letzten Sekunden waren.

Diese Informationen sind per Zufall vom Sohn

deines Freundes Walter 70 Jahre später aus seinem Nachlass gefischt worden. Endlich ist dein sinnloser früher Tod mit 20 Jahren wenigstens den Nachkommen bekannt. Die vergilbten Schwarzweissfotos zeigen dich nie fröhlich wie manche deiner Kollegen, du lässt den Kopf hängen und schaust von der Kamera weg auf den Boden. So wie der traurige Soldat auf dem Kriegerdenkmal mit deinem Namen, der nun Moss angesetzt hat, vor dem ich dir mit dem Musikverein immer im November mit klammen Fingern in Handschuhen Querflöte spielend, ein Ständchen bringen durfte. Die Familie hat dich verewigt, indem sie mir gleich drei Vornamen verpasst hat: den Rufnamen Wolf, Kurt als Erinnerung an dich und präventiv auch Hans für meinen Vater, der damals ebenfalls an der Ostfront gekämpft hat, - man weiss ja nie. Er hat überlebt.

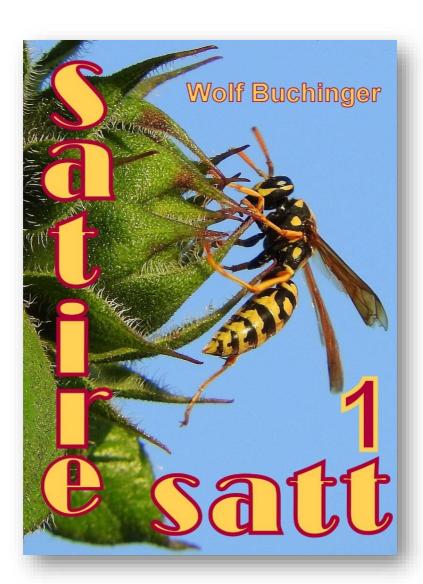


Lieber Onkel Kurt, ich hoffe, dass ich dir damit ein spätes kleines Denkmal setzen konnte, wir haben dich nicht ausradiert.

des dichters lohn

drei nächte gewälzt um form und gehalt
dazu addiert erfahrung eines
halben Jahrhunderts
lebensenergien eines ganzen monats investiert
im täglichen zweifel die poesie kontrolliert
für ein gedicht
des dichters weltlicher lohn für dutzende
im buch:

achtnundneunzig pfennig zwei päckchen kaugummi



Was darf Satire?

Satire darf alles attackieren, was nicht in Ordnung ist;
Sie wird aber nur von Nichtbetroffenen als solche erkannt.
Eine karikierte Person wird empört oder gebauchpinselt sein, mehr nicht.

Ändern wird sich nichts!



Radikalpazfismus

Unsere Welt ist friedlich. Zumindest im historischen Vergleich der letzten Jahrhunderte: Heute gibt es mindestens zwölf Prozent weniger Kriege und bei der verbalen Friedensbereitschaft wurden noch höhere Werte ermittelt.

Gleichzeitig wächst die Zahl der Friedensaktivisten: Das sind Menschen, die konkret gegen den Krieg kämpfen. Auf Sitzungen. In Konferenzen. Mit Tagungen und Strassenumfragen. Selbst im Internet ist eine Friedensseite zu finden:

Unter einer weissen, flatternden Taube mit Ölzweig im Schnabel steht der Anfang eines alten Kinderliedes: "Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg, dein Vater ist in Afghanistanland, Syrienland, Judenland, Somalialand, Ukraineland; Maikäfer flieg und sag allen, dass wir Frieden wollen."

Ja, wir wollen ihn ganz fest. Wir haben uns vereinigt zu den weltoffenen und weltweiten Pazifisten! Wir sind überall, wir kämpfen überall für den Frieden. Wir kämpfen an allen Fronten: Für den Frieden. Wir kämpfen radikal. Für den Frieden. Wir sind die Radikalpazifisten. Ja, radikal setzen wir den Frieden durch: In einem Land helfen wir der Opposition, in einem anderen drohen wir mit der Atombombe, in einem weiteren Land bezahlen wir die Untergrundkämpfer; manchmal organisieren wir Streiks, manchmal sprengen wir Brücken.

Aug' um Aug', Zahn um Zahn, Mann gegen Mann! Bomben für den Frieden! Immer nur kurzfristig - der Zweck heiligt die Mittel - höchstens fünf Jahre, selten länger.

Radikal und pazifistisch werden wir den Frieden schon kriegen!



EIDGENÖSSISCHES DEPARTEMENT FÜR GESUNDES VOLKSEMPFINDEN



Die 11 Gebote für Senioren

1.Gebot: Senioren beklagen sich nie über ihr Alter

Sätze wie "mit 50 ist alles vorbei" oder "wäre ich noch einmal jung" schädigen die Volkswirtschaft und wirken destruktiv.

2.Gebot: Senioren leben bescheiden und zurückhaltend

Reisen in die Südsee und teure Autos bleiben ihren Nachkommen vorbehalten.

3.Gebot: Senioren erfüllen ihre Altersaufgabe

Sie hören geduldig zu und erzählen nicht mehrmals am Tag Desinteressierten ihre Lebensgeschichte.

4.Gebot: Senioren halten sich an den biologischen Rhythmus

Sie benehmen sich nicht wie verspätete Teenager, tanzen Walzer und Foxtrott und gehen auch nicht in eine Disco.

5.Gebot: Senioren rotten sich nicht vor Supermärkten zusammen

Sie lassen Passanten passieren und versperren nicht Ausgänge und Kassen.

6.Gebot: Senioren fahren zügig Auto

Das Verkehrsschild "50" bedeutet "50 km/h sind erlaubt" und nicht Abbremsen wegen schönen Erinnerungen an den 50.Geburtstag.

7.Gebot: Senioren sitzen nicht täglich im "Rössli" beim Jassen und Kalterer See-Vernichten herum

Sie melden sich freiwillig und motiviert zu ehrenamtlicher Sozialarbeit an.

8.Gebot: Senioren akzeptieren die heutigen Lebensumstände

Aussagen wie "früher war alles besser" blockieren Zukunft und Innovation.

9.Gebot: Senioren denken und handeln positiv

Sie planen die Zeit nach 100 und benutzen nie den Satz "es ist sowieso bald alles vorbei".

10.Gebot: Senioren werden nie krank

Und wenn es trotzdem passiert, tun sie es günstig und halten ihre Umgebung nicht mit langen Schilderungen ihrer Malaisen auf.

11.Gebot: Senioren bleiben Senioren

Alles Nichtaltersgerechte wird mit Renten-Kürzungen bestraft.

Diese Gebote gelten ab sofort. Sie sind täglich vor dem Zubettgehen zu verinnerlichen und am nächsten Tag diskussionslos umzusetzen.

Der Empfangschef

Er muss wohl schon lange diese von ihm erfundene Rolle spielen, denn sein Sessel in der Eingangshalle des Alterswohnheims ist abgewetzt und der Lack an den Armlehnen ab. Er hat kein Zeitgefühl mehr, aber irgendwie kriegt er oben im dritten Stock mit, dass um Punkt acht Uhr für Besucher geöffnet wird, und spätestens nach einer Viertelstunde sitzt er auf seinem Logenplatz und überblickt den Eingang mit der behäbigen automatischen Tür, den Aufenthaltsraum und den Eingang zur Küche. Jeder, der bei ihm vorbeikommt, wird mit einem freudigen "Grüezi wohl!" und einem jovialen Heben des Armes begrüsst. Menschen, die um ihn wissen, gehen zu ihm hin, schütteln die zittrigen Hände und stellen immer wieder die erwartete Frage: "Wann geht's los?" Dann leuchten seine Augen. Er setzt sich augenblicklich grade und sagt immer denselben Satz: "Am Samstag, ins Bündnerland geht's nur am Samstag!"

Besucher, die ihn nicht kennen, erfahren drei Sätze mehr: "Ich bin der Theodor. Ich komme aus Goldach. Ich habe am Rosenberg gewohnt." Recherchen haben ergeben, dass es in Goldach gar keinen Rosenberg gibt, in St.Gallen hat er auch nicht gelebt, also muss durch irgendeine für ihn wichtige Adresse seine Vergangenheit verändert worden sein.

Theodor hat den ganzen Tag zu tun, denn viele Menschen kommen vorbei und seine ewigen Wiederholungen fallen ihm nicht auf, er hat trotz seines hohen Alters eine beachtliche Kondition und schafft an einem Morgen ohne Probleme 60 bis 80 Kontakte. Wenn es ruhiger wird, blitzt manchmal ein bubenhafter Blick in seinen Augen auf, er rutscht geschmeidig von seinem Sessel, geht leicht gebückt die acht Schritte zum Geschirrbuffet, tauscht in Sekunden Teetassen gegen Kaffeetassen um, huscht zum Sessel zurück und ruft der nächsten Angestellten mit spitzbübischem Ernst zu: "Ordnung machen!" Man macht das Spiel mit und ruft zurück: "Wir werden uns bessern!" Dann freut er sich, juchzt kurz vor Freude auf und stellt immer wieder fest: "Im Bündnerland wäre das nicht vorgekommen!"

Wieso er dorthin fahren will, ob er dort jemanden kennt oder ob eine Jugendsehnsucht aus der Tiefe der Erinnerungen hochgedrungen ist, konnte man nicht feststellen, Theodor war immer Junggeselle und von seiner Familie gab es niemanden mehr.

Die erwartete Reise in die Berge wird von den Pflegerinnen pragmatisch genutzt: Wenn es zum Essen, zum Schlafengehen oder zur Toilette geht, protestiert er nicht mehr vehement gegen das Verlassen seines Platzes als Empfangschef, man sagt ihm freundlich und bestimmt: "Es geht ins Bündnerland!", und ohne

Probleme folgt er den Anweisungen. Nach jeder Mahlzeit ist er der erste, der aufsteht und agil zu seinem Logenplatz zurückkehrt, denn "man weiss nie, wann der Bus zurückkommt!"

Theodor war nur kurze Zeit krank. Im Bett liegen und nicht mehr seiner selbsternannten Aufgabe nachgehen können, nahm ihm zusehends die Kraft zu leben und sehr bald kam das schwarze Auto und holte ihn ab zu seiner letzten Reise.

Im Foyer des Altersheimes fehlte nun den Besuchern Theodors Begrüssungs-Ritual, also liess man den Sessel stehen und stellte darauf ein grosses Schild in gut lesbarer Computerschrift mit einem skizzierten Reisebus darunter: "Bin im Bündnerland."

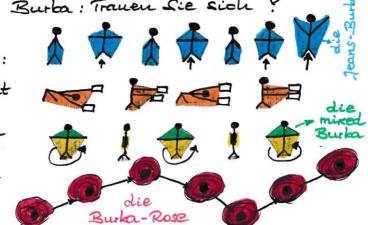
Gymnastik für Muslima Muslimische Frauen stehen traditionell ihren Mann innerhalb des Hauses. Sie arbeiten viel, haben aber sehr wenige Möglichkeiten, sich sportlich zu bestätigen. Hier ein paar Vorschläge, wie sie sich Kraft und Ausdauer antrainieren können. Gut wäre eine Inftdurchlässige Burba: Traven Sie sich?

Zum Aufwärmen den Hampelmann:

Kraft sammeln mit Köchbüchern:

elegant bewegen durch Drehen:

in der Hocke ummer schneller dreheu:



Allahs Grösse

"Ihr werdet stolz auf mich sein. Ich bin neunzehn und wollte eigentlich nie zwanzig werden. Ich möchte mit spätkindlichem Eifer diese Welt verlassen. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, von Männern betatscht zu werden, mit ihnen Geschlechtsverkehr zu haben oder gar Mutter zu werden. Ich werde als Jungfrau die Ewigkeit betreten und Vorbild für alle sein. In Hunderten von Jahren wird man noch von mir sprechen. Mein Gedenkstein wird vor meinem Elternhaus stehen, alle werden kommen und sich an mich erinnern. Meine Eltern sind stolz. Meine Brüder wollten es auch tun, doch die Kommission hat mich ausgewählt, weil ich eine Frau bin und deshalb eine grössere Chance hätte, durchzukommen.

Es soll überhaupt nicht wehtun, hat mir der Ausbildner versprochen, man würde so erschrecken, dass man wie gelähmt nichts spürt. Ich mime eine Frau, die auf den Markt geht, traditionell wie meine Grossmutter gekleidet. Meine Jugend sieht man mir nicht an, ich habe gelernt, gebeugt zu gehen. Nur in einem Punkt habe ich nicht gehorcht, und Allah möge mir in seiner Grösse verzeihen: Ich habe mein Gesicht stark geschminkt, denn mein schöner Körper wird in kleinste Details zerfetzt werden, doch der Kopf wird

wie ein Champagnerkorken weggesprengt und bleibt mehr oder weniger erhalten irgendwo liegen. Und dann werden die Leute schauen, wie ich ausgesehen habe, Fotografien werden um die Welt gehen und mich berühmt machen.

Und jetzt gehe ich die 388 Schritte zum letzten Mal, die ich in den letzten Wochen jeden Morgen zur genau gleichen Zeit gegangen bin, um die Wachen an mich zu gewöhnen. Ich gehe wie immer: Unauffällig, doch etwas mehr gespannt wegen der Freude, für unsere Gesellschaft etwas ganz Wichtiges tun zu können und Allah zufrieden zu stellen. Zwei meiner Brüder stehen bereits in sicherer Entfernung, um meine glanzvolle Tat ganz nah zu erleben. Das tut gut, sie noch einmal zu sehen. Tja Welt, adieu. Ich war nie so richtig auf dieser Erde, ich hatte immer das Gefühl, nur auf einem Bein zu stehen und mit dem anderen bald losspringen zu müssen. Jetzt ist es so weit. Noch sieben Schritte, ich nehme den Auslöser ganz langsam in die Hand, noch sechs Schritte, ich zwänge mich durch die Menge nach vorne, noch fünf, aua, das wäre beinahe schief gegangen, weil mir einer unabsichtlich in den Arm gegriffen hat, noch vier, ich muss noch etwas warten, noch drei, noch zwei ... und jetzt geht es ab nach oben in den ewigen Himmel, ich schwebe, ich bin

schon nicht mehr hier, es riecht jetzt nach den bösen Fremden, von denen ich viele mitreissen werde, es sind viel mehr als sonst, ich werde sehr erfolgreich sein, ich bin stolz auf mich und meinen Erfolg, ich sehe Allah schon, ich bin schön geschminkt, ich ..."



Qualitätssteigerung

Probleme hatte er immer nur nach Paul's Geburtstag. Es war das einzige Fest, das er im Jahr ausgiebig feierte, denn Bäcker beginnen dann zu arbeiten, wenn andere so richtig in Feststimmung kommen. Heute genoss er hemmungslos und schüttete alles in sich hinein, was alkoholisch ist. Bier, Wein, Gin und dann alles nochmals in rücklaufender Reihenfolge. "Zum Wohl, Paul, zum Wohl!"

Männerfreundschaften werden so für ein weiteres Jahr verlängert. Dazwischen Paprikachips und ein paar Würstchen mit scharfem Senf. Und schon ist wieder der Durst da für eine nächste Runde. Sehr spät entdeckte er die Ananasbowle. Süffig, süss. "Schade, dass ich gleich wegmuss. Scheiss Job." Drei Becher zum Abschied und dann "... sch ... sch ... schön gewest Paul, ich muss."

Die drei Kilometer zur Backstube waren ihm trotz Fahrrad und frischer Luft nicht bewusst. Plötzlich und ohne Übergang fand er sich mitten in der Arbeit wieder. Automatisch, dank jahrelanger Routine, hatte er das Rührwerk angestellt. Mühsam hielt er sich am Gehäuse fest, sitzen war verboten. Das Gerüttel der Maschine liess seinen Körper vibrieren, das Gehirn drehte sich, er klammerte sich mit beiden Händen fest, der Magen schwang mit, er stemmte den Körper gegen das lauwarme Aluminium, Maschine und Mensch waren nun eins. Widerstände wurden aufgegeben, zur Toilette würde er es nie und nimmer schaffen, ein erstes kurzes Würgen, trotz Schwindel und Schweben ein Aufflammen von Angst, Kollegen und Chef könnten das Folgende sehen, ein mühsames Hochziehen am Kessel und in einem grossen Bogen entleerte sich Pauls Geburtstagsfeier in den Marmorkuchenteig. Blitzartig war er bei Sinnen und reagierte, als hätte der Alkohol seine Wirkung verloren. Sein Gehirn schlug Alarm: "Maschine stoppen! Teig entleeren und unter einem Vorwand in den Abfall kippen!" Sein Verstand war intakt, nicht aber seine körperlichen Kräfte. Irgendwer im Betrieb hätte es bemerkt - und auf dumme Fragen vernünftige Antworten geben lag noch nicht drin.

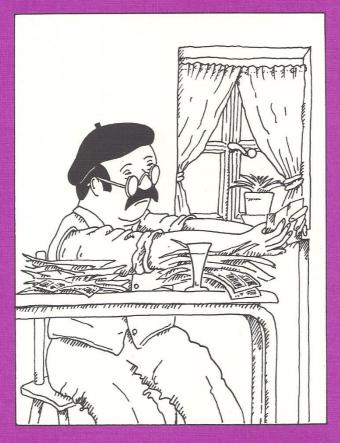
Irgendein Instinkt führte seine Hand an den Steuerungscomputer und schaltete den in dieser Phase sinnlosen Prozess des Zerkleinerns ein, anstatt der üblichen 32 Sekunden drei lange Minuten. Ein kurzer Blick in den Kessel, ein befriedigender Geruchstest und schon ging es ihm besser. Er beendete den Prozess, schaltete auf Verteilung in Schalen um und leitete den automatischen Backvorgang ein.

Drei heisse Kaffee später kam der erste Kuchen dampfend und gut riechend aus der Röhre. Obwohl es streng verboten war, nahm er ihn vom Band, brach ihn auseinander, kontrollierte und wollte ihn gerade an die Nase nehmen, als der Vorarbeiter herbeistürzte und

ihn anschrie, dass hier nichts gegessen wird, was der Firma gehört. Geistesgegenwärtig log er: "Ich habe mir einen Geburtstagswunsch erfüllt, das hätte ich erst genehmigen lassen sollen - hier ist meine neue Kreation: "Marmorkuchen Fantasia". Schauen Sie die feinen Marmorierungen wie das Nervengeflecht eines Gehirns, hier können Sie Fantasien ausleben und Bilder assoziieren. Und jedes Stück ist ein kleines unverwechselbares Kunstwerk." Er war überrascht von seiner blumigen Sprache, der Vorarbeiter rief verunsichert den Chef.

Eine Dreiviertelstunde nach Öffnen der Verkaufsebene war "Fantasia" ausverkauft. Die Kunden lobten das neue, kreative Aussehen und den leicht säuerlichen Geschmack und für das nächste Wochenende wurden spontan zweiunddreissig Kuchen bestellt.

wolf buchinger Mathieu Puissetoutgrain



Kurzgeschichten mit Illustrationen von Axel Welsch

frühling - wo?

vom eise befreit glänzen kühlschrankund autowrack am waldrand,

schnepfen fallen vom himmel getroffen vom schrot eines halbblinden greises,

erstes grün wird umgepflügt und zweifach mit gülle übergossen,

blaue gauloises-verpackungen ersetzen veilchen im gras,

restaurants stellen die tische für touristen raus und erhöhen die preise,

pierre sitzt beim aperitif und lässt den motor dabei laufen.

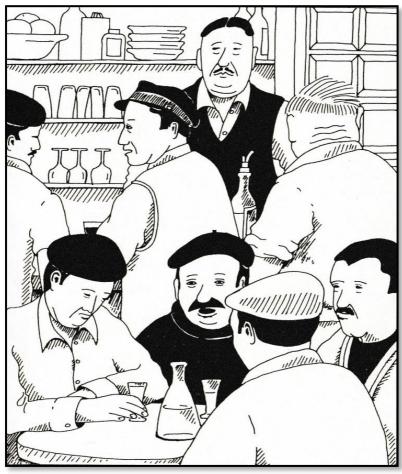
es ist frühling in frankreich.

Mathieu Puissetoutgrain und der Aperitif

Der Aperitif soll eröffnen; er soll die Mahlzeit vorbereiten. Das gilt für den Nordfranzosen. Mathieu Puissetoutgrain eröffnet als Südfranzose alle Gelegenheiten des Tages mit einem Aperitif: die Halbzeit des Morgens, die Vorbereitungen des Mittagessens, die Verdauung des Mittagessens, die Halbzeit des Nachmittags, die Vorbereitungen des Abendessens, die Abendbesprechungen.

So kommt er spielend auf sechs bis acht Pastis am Tage. Böse Zungen behaupten, dieser trübgelbe Anisschnaps mache trotz Verdünnung impotent: Jeder seiner verheirateten Kumpane streitet das aber heftigst ab; die grosse Zahl der Kinder scheint doch wohl Gegenbeweis genug zu sein. In der einzigen Bar des Dorfes mit dem unauffälligen Eingang hinter dem Kirchenschiff, hat Mathieu Puissetoutgrain sein eigenes Pastisglas, das der Wirt Jean selbstverständlich einen Zentimeter höher, als es der Markierungsstrich vorschreibt, einschenkt und dann automatisch die Wasserkaraffe ohne Eis hinstellt, denn zu kalte Getränke führen zu Magenschmerzen, glaubt man hier.

Mathieu Puissetoutgrain zahlt nur einmal im Monat, mit grossen Scheinen und ohne Trinkgeld; im günstigsten Fall - nach einer guten Ernte - lädt er Jean zu einem Bier ein, denn der ausgewanderte Normanne und Barbesitzer ist immer noch nicht auf Pastis geeicht.



Beim Aperitif ist das Trinken eigentlich Nebensache: Die Bar ist schon am Morgen gut besucht, jeder

kennt jeden und erzählt über die eigene Familie bis hin zum Grosscousin, wobei die Enkel den längsten Gesprächsstoff abgeben.

Politik spielt selten eine Rolle, höchsten über die regelmässigen Preiserhöhungen wird geschimpft und sich fest vorgenommen, bei der nächsten Wahl die Opposition zu wählen. Die Preise für Wein und Obst werden diskutiert und die Grosshändler ausgelotet, die ein halbes Prozent mehr zahlen.

Bei solchen Themen geht schnell eine Stunde ins Land; man verabredet sich noch zur Fortsetzung des Gesprächs in zwei Stunden an gleicher Stelle und geht seiner Arbeit nach.

Nur die Pensionäre haben die Möglichkeit sitzenzubleiben und sich mit einem einzigen Pastis das Stuhlrecht für einen halben Tag zu erkaufen.

Vor vier Jahren war Mathieu Puissetoutgrain wegen einer Versicherungsangelegenheit beim Arzt: Die Diagnose der beginnenden Leberzersetzung hat er niemandem bekanntgegeben, schliesslich war es im Behandlungszimmer nicht allzu hell, und der gelbe Schleier im Augenweiss stammte sicher von der ungenügenden Beleuchtung. Von Fehldiagnosen hat man sich ja schon viel in der Bar erzählt. Ohne, dass die anderen etwas bemerkten, hat er danach eine Woche lang etwas mehr Wasser in seinen Pastis gekippt.

Am Abend bereitet er sich seitdem einen heissen Tee aus zwanzig Kräutern zu, trinkt ihn in grossen Schlucken und spürt deutlich die lindernde Wirkung gegen das immer früher am Tag einsetzende Magenbrennen und den Druck auf der rechten Seite.

Mathieu Puissetoutgrain und die Jagd

Am ersten Samstag im Oktober beginnt die Jagd. Eine Pflicht für jeden Südfranzosen, auch für Mathieu Puissetoutgrain. Morgens um fünf Uhr, noch bevor sich der letzte Pastisgeruch im Schlafzimmer verflüchtigt hat, schrillt der Wecker. Mühsam quält er sich aus der uralten Matratze, die in der Mitte so durchgelegen ist, dass er einen kurzen Schwung nehmen muss, um aus der Kuhle an den Bettrand zu gelangen.

Mathieu Puissetoutgrain kennt den Rhythmus des Anziehens der Jagdkleidung im Schlaf: die überweite Hose, das Gilet, die schwere Jacke mit den verschiedenfarbigen Patronen, die halbhohen Stiefel. Alle Kleidungsstücke sind aus olivgrüner Kunstfaser, nur der breite Gürtel ist aus echtem Leder; den hat er von seinem Grossvater; alles andere ist ein Sonderangebot aus dem Supermarkt vor Nîmes. Gefrühstückt wird erst nach der Jagd, aber zwei intensive Schluck Rotwein aus der Einliterflasche ohne

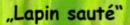
Etikett neben dem Nachttisch muss er zum Anwärmen schon einmal nehmen.

Draussen nieselt es. Am Dorfplatz wartet Cousin Robert mit zwei Jagdkumpanen und ihren fetten drei Hunden im alten, klapprigen 2 CV. Der Motor läuft schon lange und hat den alten moosgrünen Krieger auf dem Denkmal für 1870/71 wie zu seinen Zeiten vor Verdun eingenebelt. Ein kurzes "Scheisswetter" ist die Begrüssung und wird von allen mit einem undefinierbaren Brummen erwidert.

In der Garrigue quält sich schon die Morgensonne durch den dichten Frühnebel, als sie Kontakt mit einem allein fliegenden Fasan haben; der dreht aber zu weit links von ihnen in Richtung des Dorfes ab. Mathieu hat dabei unauffällig zu seinem Cousin geschielt; denn so sicher ist er sich nie, ob man für Wildschweine schwarze oder braune, für Fasane grüne oder blaue, für Hasen gelbe oder weisse Patronen nimmt. Seine Auswahl besteht sowieso immer aus allen Farben, und er ist in den langen Jahren immer gut gefahren, dieselbe wie sein Cousin Robert zu nehmen. In den vorhergehenden Wochen der Weinlese hat Mathieu Puissetoutgrain Dutzende von Hasen und Grossfamilien von Fasanen gesichtet, aber anscheinend hat das erste Geknalle aus dem Nachbardorf alle Tiere gewarnt.

Gerade als Cousin Robert flüsternd vorschlägt, erst einmal Pause zu machen, streicht keine zwanzig Schritte vor ihnen ein kapitaler Wildhase durch die halbhohen Lavendelsträucher. Kurzentschlossen und ohne zu überlegen, welche Farbe die Patronen haben, reisst Mathieu Puissetoutgrain sein Gewehr hoch, entsichert, zielt und drückt ab. Er erhält einen solchen Schlag durch den Gewehrkolben, dass er erst wieder klar denken kann, als er die schwarze Patronenhülse auf dem weissen Kalkstein neben sich aufhüpfen sieht; Mathieu Puissetoutgrain hat getroffen! Obelix, der fette schwarzweisse Hund seines Cousins wälzt sich vor Schmerz am Rande einer Brombeerhecke.

Die Rechnung für die Entfernung der Kugel zahlt Mathieu Puissetoutgrain dem Viehdoktor in der Bar neben der Praxis. Cousin Robert ist erst zu einem ersten Lächeln bereit nach vier Gratis-Pastis und der Zusicherung, dass Obelix in einem Monat wieder normal laufen werde.



Die Beilagen lassen es nicht ahner zermahlene Karotten und Bohnen Pommes frites in fetter Souce dekoriert mit Petersilie, Dill und Thymia alles das mochte er morgens - mittags + abend taglich - immer - nie genug. er geruhte zu ruhen zwei Jahre auf engetem Raum bewegte sich Roum, fraß und knabberte und frass sah selten Sonne nur Gitter und Einsamkeit, heisst nun überraschend "gesprungener Hase" und liegt wie immer in seinem ganzen Leben friedlich, ruhig und auf engstem Raum mit Karotten, Petersilie und Dill vor Ihnen auf ihrem Teller: geruhsame Mahlzeit!

Die Jagd ist für heute beendet - aber das Rätselraten, wieso Mathieu Puissetoutgrain schwarze Patronen für Wildschweine anstatt gelbe für Hasen genommen hat, das beschäftigt die Bar den ganzen restlichen Morgen.



La Grande Nation und das Gesetz Napoleons

Ausgerechnet am Heiligabend ist es geschehen; ausgerechnet beim Hauptgang des Weihnachtsmenüs hörte Bauer Mathieu ein Scharren und Grunzen in der Scheune. Er legte Messer und Gabel beiseite, befahl, dass niemand seine Entenkeule anrühren solle und ging schweren Schrittes in Richtung der ihn beunruhigenden Geräusche. Seine Hündin hatte sich nervös mit ihren zwei Welpen unter dem Pferd versteckt, das ihm mit heftigem Nicken des Kopfes Gefahr signalisierte. »Ist da wer?« rief er in die Dunkelheit des hinteren Teils der Scheune, und als wäre der vermeintliche Einbrecher auf der Flucht, fielen ein paar Heugabeln mit grossem Getöse um. Bauer Mathieu rannte ins Wohnzimmer, riss ohne Kommentar die zweiläufige Flinte aus dem Gewehrschrank, entsicherte sie und eilte zurück in die Scheune, entschlossen, ohne weitere Warnung zu schiessen. Die Familie hastete ihm nach, hektisch kauend und die Servietten vom Hals zerrend. Im diffusen Licht der Scheune bot sich ihnen ein kitschiges weihnachtliches Bild: Im Stroh unter dem Pferd lag seine Hündin auf der Seite und gestattete einem jungen Wildschwein, an ihren Zitzen zu saugen. Nach den ersten Sekunden des sprachlosen Staunens, quasselten und riefen alle durcheinander: »Wie kann ein Wildschwein in die abgeschlossene Scheune eindringen?«
- »Woher kommt das Tier?« - »Was machen wir jetzt bloss mit ihm?« - »Ist es eventuell aus einem Zoo ausgebrochen?«

Erst als Grossvater meinte, dass ihnen mit dem Schwein ein wunderbarer Silvesterbraten zugelaufen sei, stürzte sich die ganze Familie voller Entrüstung auf ihn und beschimpfte ihn mit Vehemenz, am Fest des Friedens blutrünstige Ideen zu haben. Ausserdem sei heutzutage die Mehrheit Tieren gegenüber sowieso nicht mehr so brutal eingestellt.

Dem Wildschwein waren die menschlichen Laute zu laut geworden, es floh nach hinten und warf ein paar Ersatzteile für den Traktor um.

»Pssst, pssst, pssst - l e i s e, pssst!« zischte man sich gegenseitig an. In die plötzliche Stille grunzte das Wildschwein, und ohne etwas Böses zu beabsichtigen, sagte Mathieus ältester Enkel: »So macht Tante Gertrude beim Essen!«

Allgemeines Gelächter und gespielte Empörung liessen das arme Schwein in die hinterste Ecke fliehen, wo es bis zum Morgen unter einem Holzstapel schlief. Seinen Namen hatte es nun erhalten, und die sonst so gesprächsarme Zeit bis zur Weihnachtsmette war nun »Gertrude« gewidmet. Man diskutierte über ihre Zukunft, machte verwegene Pläne, hegte gar Hoffnun-

gen auf das grosse Geld - doch eine halbwegs vernünftige Lösung fand man nicht.



Der Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages findet normalerweise nicht statt. Man steht gegen 12 Uhr auf und setzt sich gleich an den Mittagstisch. Doch dieses Mal war alles ganz anders. Schon kurz nach Sonnenaufgang hatten sich ein Dutzend Kinder in die Scheune geschlichen, und Gertrude enttäuschte sie nicht: Sie liess sich streicheln, kraulen und bald auch füttern; sie frass schlichtweg alles, selbst Bananen und süsses Weihnachtsgebäck schmeckten ihr; nur Kaugummi rührte sie zur Überraschung der Kleinen nicht an. Die Eltern wurden durch das »Ach, wie schön« und »Ich will sie auch mal auf den Arm nehmen« geweckt und anstatt zu schimpfen, beteiligten sie sich rege am Füttern und Streicheln von Gertrude.

Bauer Mathieu dachte daran, etwas Geld zu machen und Eintritt zu erheben wie in einem Freizeitpark, doch genau das Gegenteil trat ein: Zuerst wurde sein Kühlschrank geplündert auf der Suche nach Fressbarem für sein Schwein, dann verlangten die Kinder Getränke für sich, und schlussendlich forderten die Männer Pastis, um den »neuen Reichtum« von Mathieu zu feiern. Am nächsten Tag kam unaufgefordert der Landtierarzt, untersuchte das Schwein. und impfte es und verlangte dafür Bargeld oder ersatzweise einen ganzen geräucherten Schinken. Die

Presse erschien und liess sich zu Rotwein, selbst gemachtem Ziegenkäse und schwarzgebranntem Schnaps einladen.

»Gertrude - ein modernes Weihnachtsmärchen« titelte »Midi Libre« am Stephanstag; das regionale Fernsehen erschien, und spätestens an Silvester war Bauer Mathieu mit seiner Gertrude, die sich nun ohne Probleme wie ein Hund mit Halsband und Leine führen liess, eine Berühmtheit.

Plötzlich funktionierte auch die Dorfgemeinschaft. Von der Autobahnabfahrt aus bis zu Gertrudes Stall wurden Dutzende von Wegweisern aufgestellt, im Dorf schossen Verkaufsstände aus dem Boden mit Wein, Äpfeln, Nüssen und eilig gestrickten Pullis mit dem Schriftzug »I love Gertrude«.

Bauer Mathieu walzte sein Maisfeld nieder, malte von Hand grosse Schilder »Bewachter Parkplatz« und kassierte zum ersten Mal in seinem Leben Geld ohne Schweiss im Angesicht. Gertrude wurde sogar gesponsert von einer Futtermittelfabrik, die rund um die Scheune Plakatwände aufgestellt hatte »Gertrude frisst nur unser beliebtes Futter mit allen Vitaminen und Mineralstoffen«. Der Coiffeur durfte ein kleines Werbeschild anbringen, nachdem er der neunköpfigen Familie von Mathieu umsonst die Haare geschnitten hatte, und die einheimische Weinbau-

genossenschaft investierte hundert Flaschen für die Genehmigung, ein überdimensionales Fass mit ihrem Namen neben der Scheune aufstellen zu dürfen.

Gertrude trug alles mit schweinischer Gelassenheit; sie wurde zahmer und zahmer, liess sich nun beschmusen wie ein Schosshund, und ihr Lebenssinn bestand nur aus Fressen. Fressen. Fressen. Mit Beginn des Frühlings wandten sich die Touristen anderen Sensationen zu, es wurde still um das Schwein. Die Werbetafeln wurden abgebaut, das Fass zurückgerollt, und Gertrude musste sich bald mit trockenem Brot und alten Äpfeln begnügen. Da Wildschweine nicht nur schön aussehen, sondern auch einen arttypischen Geruch hinterlassen, baute man ihr hundert Meter weiter einen Auslauf mit einem Bretterverschlag und einem Wassertrog. Hier konnte sie sich beim seltenen Regen suhlen und sich richtig säuisch wohl fühlen. Bauer Mathieu hatte nebenan einen zweiten Bretterverschlag gebaut in der Erwartung, bei der herbstlichen Jagd einen gestandenen Keiler nicht zu töten, sondern zu fangen und mit beiden Tieren eine florierende Wildschweinzucht zu beginnen.

Doch dieser Traum blieb ein Traum, denn an einem heissen Augusttag kam das Fernsehteam ganz überraschend wieder - selbst die Gerüchteküche des Dorfes hatte in diesem Falle versagt - und nahm neben Gertrude den sichtlich erzürnten Bürgermeister auf, der verkündete, dass das Schwein verschwinden müsse, denn die Ehre des Dorfes sei durch dieses stinkige, verfressene Vieh verloren gegangen.

Was war passiert? Im Landtag hatte sich ein Abgeordneter der Opposition über ihn lustig gemacht als »Oberstes Wildschwein«. Ein unbedeutendes verbales Schimpfspiel unter Politikern, doch regionale Grössen sind daran nicht gewöhnt und nehmen die Dinge sehr persönlich.

Jedenfalls wurde Gertrude nun zur nationalen Heldin: Der Bürgermeister hatte tatsächlich über das Oberste Gericht in Paris herausfinden lassen, dass »zugelaufene Wildtiere nicht in Privatbesitz gelangen dürfen, sondern innert eines Tages vom Ortspolizisten zu töten, in eine Grube zu werfen und unter Aufsicht zuzuschütten sind.« Ein Gesetz aus dem Jahre 1796, von Napoleon unterzeichnet, nie revidiert, weil vergessen, also heute noch gültig. Die Nation spaltete sich. In Talkshows wurde stundenlang diskutierten, Leitartikel über die miese juristische Situation im Lande wurden geschrieben, der Justizminister solle entlassen werden, und nachdem im November das seltsame Gesetz nochmals be-

stätigt worden war, forderten Millionen den Rücktritt dieser unmenschlichen Regierung.

Im Dorf von Gertrude war die Hölle los. Der Gemeinderat war zerstritten wie nie, lebenslange Parteifreunde bekämpften sich aufs Ärgste, ob nun Gertrude sterben solle oder nicht. Die Opposition hatte sich aus Protest über den Parteinamen einen Wildschweinkopf malen lassen, der Umsatz an den beliebten süssen Schweinsohren in der Konditorei ging drastisch zurück, Kinder schrieben unter Tränen Dutzende von Bittbriefen nach Paris, und »Midi Libre« startete einen Wettbewerb: »Wer zeichnet das schönste Wildschwein?«

Für Gertrude selbst hatte sich alles, wirklich alles geändert: Der Dorfpolizist hatte mit drei Kollegen direkt neben dem Gatter einen Wohnwagen bezogen,
um Tag und Nacht einer öffentlich geforderten Entführung in einen Tierpark nach Südamerika vorzubeugen; offensichtlich schienen Stacheldraht, Elektrozaun und Selbstschussanlage keine genügende Sicherheit zu bieten. Auf der gegenüberliegenden Seite
hatte WWF ein Zeltlager errichtet, um erstens zu garantieren, dass Gertrude nur wildschweingerecht ausgewogene Nahrung erhält und um zweitens einer
überraschenden Nacht-und-Nebel-Tötungsaktion der
Regierung vorzubeugen. Sie hatten in langen Ver-

handlungen erreicht, dass im Umkreis von fünfzig Kilometern keine militärischen Übungen abgehalten wurden und das Gebiet auch von der zivilen Luftfahrt weiträumig umflogen wurde. Als letzte Rettungsmöglichkeit standen Trampolins zur Verfügung, mit deren Hilfe Radikalaktivisten über den Zaun gesprungen wären und sich todesmutig auf das Tier gelegt hätten.

Das »Gertrude«-Gesetz wurde erfolglos angefochten, alle Revisionsmöglichkeiten waren bereits ausgeschöpft. Die Regierung wollte demonstrativ ihre Glaubwürdigkeit unter Beweis stellen und ordnete den Exekutionstermin auf den 24. Dezember an, den Heiligen Abend.

Ein Aufschrei ging um die Welt: Der Papst schaltete sich ein, die Basken drohten mit Anschlägen, der jüdische Weltkongress zeigte sich bestürzt, die UNO verurteilte auf Antrag der Arabischen Liga das unmenschliche und unchristliche Verhalten der Grande Nation

Der Tag X rückte unaufhaltsam näher. Erstarrte

Ruhe und Spannung wie vor dem Ausbruch eines Weltkrieges. Die gegnerischen Parteien lagen sich auf Steinwurfweite gegenüber, zu allem entschlossen: WWF aus Überzeugung, der Dorfgendarm aus Gesetzestreue und napoleonischem Pflichtbewusst-



sein, doch er hatte als Hüter zwei Probleme: Zum einen hatte er seit siebzehn Jahren seine Pistole nicht mehr benutzt, und zum anderen waren sich Gertrude und er so nahe gekommen in den gemeinsamen lan-

gen Nächten der vergangenen Monate. Die Bilder waren um die Welt gegangen: Gertrude lag hautnah direkt vor ihm am Zaun, er im Campingstuhl mit entsicherter Pistole; beide schliefen tief und fest und grunzten und schnarchten. Selten hatten die Medien friedlichere Bilder der Koexistenz zwischen Menschen und Tier gezeigt.

Am 23. Dezember wurde das Dorf von Fernsehteams aus der ganzen Welt belagert; jeder, der sich auf die Strasse wagte, wurde mehrfach interviewt. Bauer Mathieu verdiente zum zweiten Mal in seinem Leben leichtes Geld und verlangte für jede Minute, die er aufgenommen wurde, den Gegenwert von zwölf Flaschen Wein.

Ab Mitternacht wurden die Scheinwerfer ausgeschaltet, die letzte Nacht für Gertrude begann. WWF hatte unerlaubterweise eine Plache gegen die böigen Nordwinde gespannt, damit sich das Schwein nicht erkältet, der Gendarm hielt dem psychischen Druck nicht stand und trank zum ersten Mal in seinem Leben während des Dienstes, der Bürgermeister liess sich um 5 Uhr 30 wecken, damit er bei Sonnenaufgang frisch rasiert und gut gelaunt das in 28 Länder direkt übertragene Kommando »Tötet das Schwein!« geben könnte.

Doch so weit kam es nicht: Bei der Richtstätte angekommen, erkannte er sofort an der Betriebsamkeit der TV-Teams: Gertrude war in der Nacht spurlos verschwunden! Im ersten Spontan-Interview beschimpfte er die Araber, dann die Basken, die Juden, die Regierung, schlussendlich griff er Napoleon an. Die Beschimpfung des letzteren kostete ihn später Amt und Würden. Er wäre sowieso am liebsten in der vorbereiteten Grube an Stelle des Wildschweins begraben worden; eine solche Schande wollte er nicht überleben.

Sofortige Untersuchungen des mit achtzig Mann in der Garrigue versteckten Geheimdienstes ergaben null Erkenntnisse, wer Gertrude wohin gebracht haben könnte. Die Grenzen wurden geschlossen, Seeund Flughäfen schärfstens kontrolliert, alle Regierungen in Südamerika um logistische Hilfe gebeten. Gertrude blieb verschwunden. Die Regierung erlebte schreckliche Weihnachten und überstand kurz darauf mit nur einer Stimme Mehrheit einen Misstrauensantrag.

Nur oben in den Cevennen, etwa drei Jahrzehnte später, flog ein Kampfhubschrauber der Armee auf Anforderung des Geheimdienstes einen absolut geheimen Einsatz und setzte einen 88-jährigen, offensichtlich verwirrten Schäfer in dessen Hütte gefangen, der

tagelang - das Echo ausnutzend - in die Schluchten rief: »Gertrude, Gertrude, mein geliebtes Schwein, mein geliebtes Schwein. Ich komme zu dir! Ich komme zu dir! Ich kooommmmmme! Gertrude!«

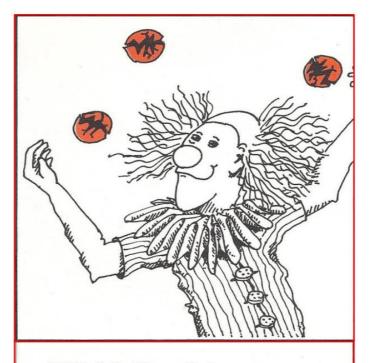


aura

ich habe meiner aura freien auslauf gegeben:
vom schreibtisch zum blumenkasten,
mit dem hund aufs sofa,
vom wohnzimmer auf die strasse;
von bösen menschen zu lieben menschen,
den fluss hinunter bis ins meer,
auf alle kontinente -

mit einer rakete auf den mond, in einer sternschnuppe vom eiskalten neptun bis zur dreitausend grad heissen sonne.

aua.



Wolf Buchinger Knackpunkte

Kritisch-satirische Gedichte mit 14 Illustrationen von Axel Welsch





dichterlesung

wuchtig wundersame worte göttlich geniale geschichte hehre heilige helden dreifach drapierte dialoge satte steigende spannung wirklich wichtige werke.

zehn zuhörer zeigen immerhin interesse am alten anorak des dichters.



für elsa

sanfte Geburt in mütterlicher wärme fürsorgliche nähe aller nachbarn zarte freundschaft mit lisa kindliches herumtollen ohne grenzen pubertäres schmusen mit edy und träumen von grosser familie.

jähes ende:

kalbsfrikassee

team

ich rede gerne mit ihm, manchmal auch mit ihr, er nicht mit ihr, nie mit ihnen, schon gar nicht mit dem boss, der aber intensiv mit mir und ihr.

mit den anderen reden wir nur selten, weil sie es mit ihr und ihm nicht tun; aber mit zwei der anderen ist es anders: sie reden nur mit mir, nicht mit den anderen.

wir sind ein gutes team.

ideen

es war einmal

meine idee.

extrem genial menschheitsveränderbar lösung für alle probleme.

der chef wunderte sich die vorsitzende erregte sich der aufsichtsrat lobte mich die kommission warnte mich der abgeordnete gratulierte sich die regierung beeilte sich

sie einzulagern museumsstr.1

4.stock schublade 302

was ist politik

der eine ist dafür der andere dagegen

der eine beschimpft den anderen, dass er nicht dafür ist, der andere den einen umgekehrt

experten erarbeiten expertisen ausschüsse äussern ausschuss redner reden reden

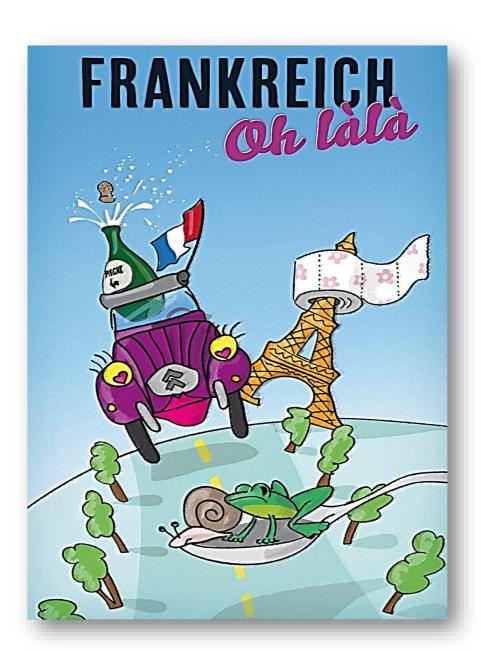
trotzdem bleibt der eine dafür, der andere dagegen

in den medien verunglimpft der eine den anderen und umgekehrt

emotionen werden hin- und hergeworfen vermittler eingeschaltet zwangsweise erfolgt der kompromiss: bisher war der eine dafür, der andere dagegen nun sind beide nur noch da

und gehen gemeinsam ein bier trinken und schauen sich wieder in die augen und bereiten die nächste auseinandersetzung vor.

der eine dafür, der andere dagegen.



La Grande Nation und das Grand Lit

Als Mitteleuropäer ist jeder sein eigenes Bett gewohnt; allein kann man darin gegen den Rest der Nacht kämpfen, sich umdrehen und wälzen, ganz wie es das Unterbewusstsein verlangt. Der Ehepartner kann im Nebenbett dasselbe tun; man ist sich nah, ohne sich nahe kommen zu müssen.

Im Urlaub in Frankreich jedoch wird in etlichen Nächten der eheliche Konsens hart auf die Probe gestellt: der warme Sommerabend, das ausgezeichnete Essen mit fünf Gängen und der süffige Rotwein lassen den Gang ins Bett oft früher notwendig werden als in unseren Breiten.

Doch jetzt, ausgerechnet jetzt, unterscheiden sich unsere Gewohnheiten total von denen unseres mitteleuropäischen Nachbarn: Zwei von drei Hotelbetten sind das so genannte Grand Lit - in der wörtlichen Übersetzung Grosses Bett, - in der Realität aber kürzer und für zwei Personen kaum grösser als unser heimisches Bett.

Daran entzündet sich der Kampf der Geschlechter: Nehmen wir an, dass die Frau beim nächtlichen Schönheitsritual im Bad länger braucht als der Mann, so kann dieser erst einmal vom ganzen Grand Lit Gebrauch machen. Er legt sich in die Mitte, benutzt die ganze Bettdecke und ist - dank des besonderen Abends - schon am Einschlafen, wenn die Ehefrau mit sichtbar bösem Blick ihre fünfzig Prozent des sogenannten Grossen Bettes in Beschlag nehmen will.

Jetzt gibt es zwei verbale Kampfmöglichkeiten: Die Frankreich erfahrene Frau wird es mit einem knappen "Rutsch rüber!" versuchen, die Frankreich unerfahrene wird einen längeren Exkurs über das Ferienziel mit einem Bettenvergleich von Europa bis nach Tahiti anstellen.

Der Grand-Lit erfahrene Mann darf sich von keiner Variante beeindrucken lassen, denn jedes freiwillige Zurseite-Rutschen würde bis zum Morgen einen gewaltigen Platzverlust zur Folge haben.

Der Kampf tritt bald in die entscheidende Phase! Die Frau lässt sich mehr oder weniger geschickt in den verbleibenden kleinen Rest des Bettes mit einem Zipfelchen Decke fallen, in der Hoffnung, ohne weiteres einen Teil davon zu bekommen.

Je nach Qualität ihres Beckenstosses erreicht sie einen Platzgewinn von vier bis acht Zentimetern, der Rest ist in der Regel eine recht unerfreuliche Diskussion:

Sie: "Ich habe zu wenig Platz!"

Er: "Ich schlafe schon."

Sie: "Rutsch rüber!"

Er: "Du könntest wenigstens 'bitte' sagen!"

Sie: "Ooh - rutsch bitte rüber!"

Er: "Schrei doch nicht so! Es ist Nacht!"

Sie: "Ich will auch schlafen!"

Er: "Dann schlaf doch und lass mich in Ruh."

Sie: "Rutsch rüber!"

Er: "Gute Nacht!

Der Rest der Diskussion läuft - je nach Zustand der Ehe - minutenlang weiter, deutlich hörbar in den nächsten drei bis sechs Zimmern, was wenig stört, denn entweder finden dort die gleichen Szenen unter Touristenpaaren statt oder ein französisches Ehepaar träumt bereits engumschlungen im Grand Lit in Morpheus Armen.



La Grande Nation und die Zähne

Beim ersten »bonjour« bleiben die Zähne noch unsichtbar, doch beim garantiert folgenden "ça va?" erkennt man meist soziale Stellung und Herkunft des Gegenübers:

Zahnraffeln, braune und schlechte Zähne sind das Normalbild, das man notgedrungen zu sehen bekommt.

Zahnhygiene oder Prophylaxe sind hier Fremdwörter, auch wenn in teuren Aufklärungskampagnen mit Comic-Figuren und TV-Werbespots Gegenteiliges erreicht werden soll. Zähneputzen bleibt dem Normalfranzosen lästig, einmal durchspülen am Abend mit Calvados oder Cognac muss genügen. Für teure Zahnbehandlungen will kein Geld da sein, also überlässt man den Zahn seinem natürlichen Schicksal, bis er wackelt und bald von selbst und gratis ausfällt, so wie es schon zu Grossmutters Zeiten war, die bereits auf ihrem Hochzeitsfoto-Lächeln den Mund nicht öffnete, weil dort eine unschöne Lücke zu sehen gewesen wäre.

Der erste ausgefallene Zahn wird mit Bedauern in einer mit Watte gefüllten Schmuckschachtel aufbewahrt, die anderen werden dann schon gefühllos in Gullis oder Papierkörben entsorgt. Nur den aller-

letzten, noch im Mund verbliebenen, zeigt man in höherem Alter jedem, der ihn nicht sehen möchte:

"Voici, mein Stolz: Er hat Jahrzehnte überlebt. Ich habe nie etwas für ihn getan und dennoch ist er noch da!"

Die einzigen, die gerne - und dank vieler Pressefotos - in ihre dritte Generation von Zähnen investieren, sind Politiker. Auf regionaler Ebene lächeln sie noch mit volksnahen Löchern, doch je höher das Amt, je teurer die Anzüge und Krawatten, desto eher sieht man Münder mit Vorderprothesen ganz in Zahnpastaweiss.

Und wenn gar der Sprung nach Paris gelingt, haben alle hohen Repräsentanten plötzlich wieder alle Zähne. Man zeigt sie auch jeder Fernsehkamera mit minutenlangem gekünsteltem Lächeln. Jedes Wahlplakat sieht nun aus, als wäre es von der französischen Zahntechniker-Innung gesponsert - und von Kammerdienern im Elysée-Palast erfährt man, dass manche ganz hohen Tiere sogar zwei Gebisse mit sich herumtragen: eines für das Medien-Lächeln und eines zum Essen.

La Grande Nation und das Klopapier

Dreilagig, rosa und weiss, mit Blümchen und Umweltzeichen: Unser mitteleuropäisches Standardklopapier hat Weltniveau - zu Hause, im Büro, im Hotel.

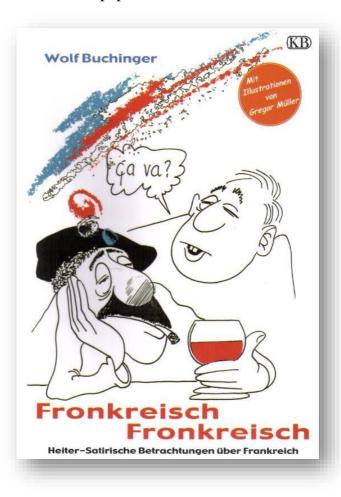
Bei unserem miteuropäischen Nachbarn Frankreich sieht man dieselben Marken und Qualitäten im Supermarkt, im praktischen Gebrauch jedoch sind zwei ganz andere Produkte, die uns als Touristen den Urlaub schon mal viertelstundenweise verkürzen. In Hotels sehr beliebt sind Endlosklopapierrollen, die die halbe Wand des sowieso schon engen Etablissements in Beschlag nehmen: der Endlosklopapierrollen unerfahrene Tourist zieht am einzigen heraushängenden Blatt und hat sofortigen Erfolg, indem er ein einlagiges dünnes Nichts in der Hand hat. Ein seltsamer Mechanismus hat die folgenden 60 000 Blatt in die umgekehrte Laufrichtung katapultiert, so dass eine Lösung des Problems zwar deutlich erkennbar durch eine durchsichtige Plastikfront bleibt, jedoch 16 dicke Kreuzschrauben ein weiteres Vordringen verunmöglichen

In diesem Fall hilft nur - Erfahrung sammeln: Das erste Blatt muss mit einem gut dosierten Schwung in einem Winkel von 40° nach unten gezogen werden, daraufhin wird die Drehautomatik mehr als notwendig abrollen lassen.

Ohne eine amtliche Statistik zu Rate ziehen zu können, kann man den mit mitteleuropäischen Standard-qualitäten erreichten Durchschnitt pro Sitzung und Person an Blatt Klopapier etwa auf 11,3 festlegen - nicht so bei der in Frankreich noch hie und da auftretenden Spezies. Die gesichteten Vorräte sind aber so gewaltig, dass man damit in Restaurants und Bars noch Jahrzehnte rechnen kann.



Hierbei muss man den drei- bis fünffach höheren Verbrauch kalkulieren, denn dieses Spezialpapier ist von Natur aus mittelbraun, einlagig und sehr dick. Es eignet sich auch hervorragend zum Einpacken von Picknickbroten, denn seine Oberfläche ist glatt, Wasser abweisend und nahe mit unserem Pergamentoder Kuchenbackpapier verwandt.



La Grande Nation und der Streik

Heute gibt es keine Milch, morgen keine Zeitung, übermorgen keinen Strom, und der Wochenendausflug zur Oma fällt ins Wasser, denn das Benzin ist schon seit einer Woche ausgegangen.

Dies ist kein Kriegsbericht, sondern Alltagsrealität im Lande der Gleichheit, der Brüderlichkeit und der Freiheit. Zu streiken, wann und wie lange es einem gerade passt, ist hier üblich und macht tatsächlich alle gleich, wenn alle stundenlang im Autobahnstau stehen, weil die Bauern aus dem Tarn eine Blockade mit ihren Traktoren errichtet haben. Den Grund des Streiks erfährt niemand beim geduldigen Warten in der glühenden Hitze des Südens; die Regierung wird es kaum bemerken, denn deren Mitglieder fliegen schon seit Jahren mit dem Helikopter, um sich »nicht abhängig machen zu lassen von kleinen Splittergruppen«, wie es im Communiqué danach heißt.

Und alle werden ein bisschen brüderlicher, denn sie teilen das letzte trockene Baguette, weil die Zulieferer der Backhefeproduzenten vehement einen Tag Urlaub mehr haben wollen und das ganze Land brotlos dasteht.

Dass die Freiheit in der Seele eines jeden Franzosen genetisch fest verankert sein muss, erfährt man drei bis viermal pro Jahr bei der Eisenbahn. Es ist Routine geworden für die Einheimischen; ein Tourist aber kann nur darüber staunen, wie der Franzose gelernt hat, diszipliniert mit dem Warten umzugehen. Man nähert sich dem Bahnhof und wird schon vorgewarnt durch die Titelseiten an den vielen Zeitungsständen: »Streik bei der SNCF, wir sagen, welche Züge fahren!«

Als Nichtfranzose neigt man zum positiven Fatalismus und denkt, dass aus Gerechtigkeitsgründen internationale Züge mit höchster Wahrscheinlichkeit fahren müssen. Doch die endlose Schlange der Taxis, deren Fahrer in Gruppen herumstehen, lässt Böses ahnen. Und tatsächlich: In der Halle des Bahnhofs herrscht Stille wie in einem Museum: Hunderte von verhinderten Reisenden starren nicht eine Mona Lisa oder ein blaues Pferd an, die hoffnungsvollen Blicke kleben auf den elektronischen Anzeigetafeln, die an allen Bahnsteigen in flackernden roten Buchstaben mitteilen: »Wegen eines Arbeitskampfes zur sozialen Absicherung der Lokomotivführer fährt bis auf weiteres kein Zug.« Man assoziiert: Kuba - Moskau - Kommunismus, Arbeitskampf; Völker hört die Signale; Tod oder Sieg!

Und die Reisenden warten geduldig seit Stunden; einige, ihrem Aussehen nach zu urteilen, schon die ganze Nacht; keiner wirkt böse oder aufgebracht;

offensichtlich haben alle tiefes Mitgefühl zu den stark benachteiligten Lokführern, die allerdings laut Statistik zu den Besserverdienenden zählen mit etlichen Privilegien wie Pensionierung mit 55 Jahren bei achtzig Prozent des letzten Lohnes.

Die Hoffnung auf eine baldige Abfahrt lässt die Reisenden verharren; Unterstützung bei anderen Stellen gibt es nicht: Die »Information« hat »aus Sympathie mit den Streikenden« geschlossen, das Bahnhofsrestaurant schenkt mangels Nachschubs nur noch Leitungswasser mit Chlorgeschmack aus, die Polizeistation ist nur nachts besetzt und die zahlreichen Billettschalter sind dunkel.

Nur am hintersten scheint etwas Licht, welch ein Wunder. Ein gelangweilter Angestellter sitzt hinter einem handgeschriebenen Schild »keine Auskünfte, nur internationale Fahrscheine«. Ich frage dennoch, wann mein Zug geht, ob eine Hoffnung besteht, dass er überhaupt noch fährt. Der Mann gähnt, zieht genüsslich an seiner Gauloise, hustet und zeigt lapidar mit dem Daumen hoch zur Anzeigetafel. Wut kommt auf, denn Termine warten, und nichts ist schlimmer als die Ungewissheit, ob man heute, morgen oder erst in ein paar Tagen heimkommt. Ich vergesse alle Höflichkeitsregeln und beginne erregt zu fragen:



»Wer streikt denn eigentlich?«

Daumen zur Anzeige.

»Warum streiken die?«

Daumen zur Anzeige.

»Was habe ich als Ausländer damit zu tun?«

Keine Reaktion.

»Gibt es vielleicht einen Hinweis auf ein Ende des Streiks?«

Daumen zur Anzeige.

So viel Unhöflichkeit und Nonchalance ist mir noch nie begegnet; meine Wut steigert sich noch und ich schreie ihn an: »Ich verlange, sofort einen Verantwortlichen der Streikenden zu sprechen!« Mein Gegenüber zeigt zum ersten Mal in unserem kurzen Gespräch einen Moment der Anteilnahme. Er lächelt mich an mit dem Minimum an Gesichtsveränderung, die ein Lächeln soeben erkennen lässt, sagt langsam und mit sonorer Stimme, unnatürlich und überbetont intoniert wie bei Charles de Gaulles, Georges Pompidou und all den andern Staatspräsidenten, bevor er das Licht ausschaltet, die kleine Sprechklappe zuknallt und sich mit Schwung auf seinem Stuhl von mir wegdreht: »Wir sind Franzosen - und wir nutzen unsere Freiheit.

Freudenberg

Kein Kriminalroman



WOLF BUCHINGER

Die ersten 25 Treppen des Kronbergsteigs nahm Thomas nicht im gewohnten Tempo. Der Schnee war in den letzten Tagen getaut und hatte auf den glitschigen Holzstufen vorsorglich gestreute Splittsteinchen freigelegt, die beim schnellen Gehen unter den Sohlen wegrutschten. Thomas ging viel langsamer als sonst, denn heute begann für ihn "die Woche des Abschieds", die er – wie alles in seinem Leben – aufs sorgfältigste geplant hatte.

Erster Treppenabsatz. Hinter einer dunklen Nadelholzgruppe hörte er eine krächzend unnatürlich auf- und abschwellende menschliche Stimme. Er bog ein paar kratzende Äste über dem Holzgeländer weg und sah einen dickvermummten, älteren Mann lange Kiefernnadeln zusammenrechen; auf einer Abfalltonne stand ein altes Transistorradio: "Es wird Frühling, die Schweizer Nationalliga spielt wieder Fußball", sagte er leise zu sich und blieb stehen. Schweizer Mannschaften interessierten ihn nicht, aber an diesem Nachmittag war so wenig los, daß er jede Möglichkeit der Ablenkung annahm. Der Reporter ereiferte sich in schwyzerdütsch über eine Zürcher Mannschaft, die die Winterpause maximal genutzt habe und ... "Kondition ... und zwei zu null ... 3 Minuten ... Triumph ... "Mehr als einzelne Wörter verstand Thomas nicht, denn in den beinahe 2 Jahren in St. Gallen hatte er immer hochdeutsch geredet und die einheimische Sprache nie gemocht, zu wenig Menschen waren ihm hier begegnet, die ihm sympathisch waren. Außerdem schaltet jeder Schweizer automatisch auf - wie er sagt - schriftdeutsch um, wenn er merkt, daß sein Gegenüber ihn im Dialekt nicht genug versteht.

"Anschlußtor ... nicht verdient ... zu Recht pfeifendes Publikum ... Überraschung ... "Fußball war Faszination für ihn gewesen - er hatte noch vor wenigen Monaten alle Spieler der deutschen Bundesliga gekannt, wußte die Farben ihrer Trikots mit ihren Rückennummern - bis zu diesem für ihn verhängnisvollen Spiel gegen Leipzig. Obwohl sein 1. FC Kaiserslautern im heimischen "Betze" gewonnen hatte, führten sich 3 Dutzend Leipziger Fans so provozierend auf, daß er sich am Stadionausgang hinter sie schlich. Ein großer blonder, auf Neonazi getrimmter Fan hatte ihn besonders aufgeregt, weil er mehrmals halbbesoffen gurgelnd schrie: "Heil Leibzsch, heil Leibzsch", dabei drehte er sich jedesmal mit erhobener Faust, so gut es noch ging, um die eigene Achse. Thomas paßte genau den Moment ab, wo der Sachse mit dem Rücken zu seiner Gruppe torkelte und trat ihm ohne emotionelle Hemmungen mit der Fußspitze in die Hoden. Er sah noch, wie der Typ in sich zusammenfiel und liegen blieb, als er schmerzhaft spürte, wie zwei Polizisten in Zivil ihn brutal umklammerten und blitzschnell wenige Meter weiter in einen Polizeibus schleppten. Den weiteren Verlauf seiner "Karriere", wie er es vor sich selbst rechtfertigte, kam ihm immer wieder in den gleichen Bildern: gespieltes Entsetzen der Mutter, deren lautes Telefonat mit ihrem damaligen Geliebten, einem Psychotherapeuten, der wiederum mit der Polizei, dem Direktor seines Gymnasiums und Dr. Hartmann in St. Gallen geredet hatte und – für ihn heute immer noch unerklärlich – schon am nächsten Tag, einem Sonntag, saß er bereits mit hastig gepackten Koffern im Intercity.

"2:1 ... alles ist wieder offen ... Studio ... 2. Halbzeit."

Seine Mutter hatte einen Entschuldigungsbrief geschrieben, mit seiner nachgemachten Unterschrift versehen und mit einem 100-Mark-Schein nach Leipzig geschickt. Dieser Brief beschäftigte ihn heute noch so sehr, daß er jedes Mal ein Klopfen in den Schläfen spürte. "Unnötig rausgeschmissenes Geld, saudoof", prustete er unkontrolliert heraus. "Grüezi", kam es freundlich, begleitet von Folkloremusik, unter den Bäumen hervor.

Immer noch etwas außer Kontrolle rief er "merci, merci" zurück und rannte gefährlich schnell, manchmal rutschend, die Treppen hinunter.

"Es ist besser, zu schenken als zu leihen, und es kommt auch nicht teurer", ein blauer Aufdruck auf einem angerissenen Zuckerbeutel, eine bräunlich verklebte Kaffeetasse und über den Tisch verstreuter Zucker. "Nichtraucher, der Aschenbecher ist leer." An seinem Stammtisch gleich neben der Kasse räumte Thomas die unappetitlichen Reste seines Vorgängers langsam mit einem rhombusförmigen bunten Bierdeckel an den Tischrand.

"Merci, Thomas! Wie immer?" fragte beim Abräumen eine mittelalte Blondine mit österreichischem Sprachsound, deren Namen er kannte, den er aber immer wieder vergaß.

"Wie immer" hieß aus der Spezialspeisekarte "Beliebti Gricht": Marktplatz-Burger, groß, für 14.50 Fr., auf Sesambrötchen mit Pommes frites, dazu ein Lagerbier aus der Tulpe, 3.20 Fr. Thomas legte 18 Franken unter die Tonschale, die einem billigen Blumentopf ähnlicher sah als einem Aschenbecher.

Sein Plan sah vor, in umgekehrter Reihenfolge seiner Qualitätserfahrungen die Hamburger-Restaurants der Stadt zum Abschied noch einmal zu besuchen. Der Marktplatz war für ihn Nr. 3: gut, reichlich, etwas teuer, aber sehr angenehm zum ungestörten Sitzen. Über die Deckenlautsprecher lief immer SWF 1, hier konnte er gratis Zeitung lesen und Leute beobachten, ohne mit jemanden Kontakt aufnehmen zu müssen.

Ein stark alkoholisierter Pensionär erkannte ihn und ließ ihn in Ruhe.

"Severine" las er auf der Anstecknadel der Bedienerin, die Serviette, Gabel und Messer vor ihm aufbaute. Ein Kichern, das ihm bekannt vorkam, lenkte seine Aufinerksamkeit auf den Eingang um die Ecke – und tatsächlich, es war Barbara. Sie eilte mit gekünstelten Schrittchen zu den Treppen, die ins gleichnamige Nobelrestaurant im 1. Stock führen, und dahinter mit breitem Lächeln und einem Blick, der totale Verliebtheit zeigte: der Turnlehrer.

"Auch das noch", stöhnte Thomas und schluckte seinen Kummer mit einem halben Bier hinunter, griff zum Geldbeutel und holte 3 Franken für das nächste Glas heraus. "Es wird sicher Probleme geben. Barbara ist halt Barbara. Typisch. Verdammt! Scheiße!"

Er versuchte zu definieren, was in ihm vorging: Eifersucht, nein, dafür waren die Abmachungen zu klar. Kurze Lovestory, ebenfalls nein, er
hatte Barbara zu lange beobachtet, um sicher zu wissen, daß sie den
Turnlehrer für ihre Zwecke benutzte. Jetzt spürte er deutlich: es war
seine Abneigung gegenüber "diesem Turnlehrer", der in der ganzen
Schule verhaßt war, weil er zynisch, egozentrisch und ungerecht war. Er
vergab Noten nach Gutdünken und nicht nach Leistung, zudem sah er
widerlich aus: hochgestylte, hellblond gefärbte Haare und ein von ständigem Braun-sein-Müssen zerfurchtes, faltenreiches Gesicht mit
schlechter und fetter Haut. "Was findet Barbara bloß an diesem abstoßenden Typ?" fragte sich Thomas, während er sich vorstellte, wie sie einen ganzen Abend lang ganz nah die vom Rasieren blutenden Pickel anschauen müsse.

"Was bezweckt sie? Was kalkuliert sie?" In jedem Fall hatte sie sich mit diesem Kontakt aus der Schülergemeinschaft selbst ausgeschlossen, denn wer mit "diesem Turnlehrer" nur ein einziges positives Wort wechselt, wird geschnitten. Jeder neue Schüler mußte sich dessen Lebenslauf vor der Klasse anhören – und durch den häufigen Schülerwechsel kannte jeder seine seltsame Karriere auswendig: eidgenössisch-diplomierter Sportlehrer aus der besten Sportkaderschmiede der Schweiz: Magglingen; angeblich erfolgreicher 800m-Läufer, mehrmals Teilnehmer am Leichtathletikmeeting in Zürich, wozu bekanntlich nur Ausnahmekönner eingeladen werden; durch eine "frühe Verletzung zum Turnlehrer für nichtmotivierte, unsportliche, verwöhnte Töchter und Söhne zu Unrecht reicher Eltern degradiert."



Mohamed stammt aus Mali, Eva aus Deutschland. Ihre
Zufallsbegegnung ist schicksalhaft und endet im Chaos
interkultureller Missverständnisse. Ein Regio-Krimi an der
deutsch-französischen Grenze. Dieses Buch ist geprägt von einer
authentischen Dichte und der rasanten Phantasie des Autors, welche
ab der Mitte so schnell wird, dass man bis zum Ende gleich durch
liest. Sehr vollgepackt und vollbepackt, da völlig ungewohnt für
einen Krimi - doch DAS hebt ihn ab vom Genre! Drum: Sehr gelungen
- auch als gleichzeitige Milieustudie pubertärer Entwurzelter in
fremder Umwelt. (Kai Schütte, Literaturkritiker, Bern)

Der Tag der Rettung

"Ich habe keine Bodenhaftung und nicht nur nicht in dieser Woche" brabbelte Mohamed vor sich hin. legte das Horoskop von der "Vogue" weg und wandte sich wieder seinem Rapido-Spiel zu. Er kreuzte acht willkürlich gewählte Nummern am oberen Feld und einen Buchstaben im unteren an, starrte zum TV-Bildschirm in der Bar, verglich alle fünf Minuten die Ziehung der Zahlen, hakte die richtigen ab, umkreiste die falschen und hoffte, dass er nicht gewinnen würde, denn den Spielschein abgeben, das verbot ihm seine Religion, ausserdem fehlte ihm auch das Geld dazu. In jedem Spiel setzte er den Höchsteinsatz von 250,-Euro, in 2½ Stunden macht das glatte 7500,- Euro, die er nicht ausgegeben hatte, und die er nur hätte gewinnen können, wenn er wenigstens einmal alle acht Kreuze richtig gesetzt hätte. Er fühlte sich so ebenfalls als Gewinner und konnte damit mühelos einen halben Tag rumbringen. "Zeit ist Geld", nahm er den Kritikern den Wind aus den Segeln.

Jetzt spielte er die Datumsrunde: 3. März, also alle Dreien, alle Zahlen, die durch 3 teilbar sind, die letzten beiden blind angekreuzt: vier Richtige! Freude kam bei ihm auf, denn bei vollem Einsatz hätte er 5,-Euro gewonnen und 245,- verloren. Er streckte die Beine aus, räkelte sich wohlig auf dem Stuhl und

genoss die erste Frühlingssonne, die ihm endlich nach langen Wintermonaten seinen Platz auf der Terrasse des "Le Parisien" bescherte. Das Innere der Bar war Weissen vorbehalten, meist gutverdienende Geschäftsleute aus Saargemünd, die "unter sich" sein wollten und "andere" herb nach draussen drängten, bedrohten, beschimpften oder die Gendarmerie riefen mit der Behauptung, sie selber seien als rassistisch verunglimpft worden.

Draussen waren Schwarze geduldet, mehr aber nicht. Sie konnten mit einem Getränk lange sitzen bleiben, der Fernseher und der Rapido-Bildschirm waren sichtbar, bestellen mussten sie in der Tür stehend, auf die Toilette liess man sie aus hygienischen Gründen nicht, denn "wer mit beiden Beinen auf den Klodeckel springt und dann von oben alles verscheisst, der soll gefälligst zum nächsten öffentlichen WC um die Ecke gehen", auch oder gerade weil es dort fünfzig Cents kostete.

Mohamed löste sein Pinkelproblem in der schmalen Gasse hinter der gegenüberliegenden Kirche, wo man von weitem hören konnte, wenn sich jemand näherte. Dorthin hätte er schon seit einiger Zeit gehen müssen, doch der Barbesitzer Jean-Pierre würde dann sein Glas wegräumen und ihn bei der Rückkehr mit Gesten und Blicken drängen, ein neues Getränk zu bestellen.

Zu "Jean-Pi", wie ihn seine Freunde nannten, hatte er ein indifferentes Verhältnis, denn einmal war er freundlich, grosszügig und gesprächig, ein anderes Mal sah man an seinem grimmigen Gesicht und an der sehr langen Falte zwischen den Augen, dass man ihn jetzt lieber in Ruhe lassen müsse. Im vergangenen Winter hatte er nochmals ordentlich Gewicht zugelegt; er trug meist das T-Shirt der Karlsberg-Brauerei, immer dasselbe, welches nun weit über dem Nabel spannte, und die Wampe quoll und wabbelte weit über den immer tiefer gerutschten Hosenbund. "Ich gehe mit der Mode, die Frauen tragen heute ja auch bauchfrei!" Wohl war ihm bei solchen Zweckscherzen jedoch nie, denn er spürte, dass sein kaputtes Knie, das er sich im Suff bei einem Sturz aus der Geisterbahn zertrümmert hatte, je länger, je weniger belastbar wurde und er sich je länger, je weniger bewegen konnte. Dazu kam die Unfähigkeit "non" zu sagen zu all den alkoholischen Versuchungen, die ihn schon am frühen Morgen beim Putzen der verspiegelten Ablagen gleich paarweise angrinsten. "Der ist sein bester Kunde", dachte Mohamed und beobachtete ihn weiter mit der Melancholie, die typisch für Afrikaner ist, wenn sie ahnen, dass ein menschliches Schicksal unabwendbar negativ verlaufen wird. "Oh Gott, du gibst Menschen Souveränität, du nimmst sie aber auch", zitierte er leise eine Sure aus dem Koran. "Tja, auswendig gelernt ist

auswendig gelernt und hält offensichtlich ein ganzes Leben." Er begann auszurechnen, dass er vor ziemlich genau zwanzig Jahren die III. Sure gepaukt haben müsste, nie mehr repetiert hatte, und jetzt plötzlich, aus heiterem Himmel, fiel sie ihm an passender Stelle wieder ein. "Gott ist unsichtbar, Gott ist immer da", erklärte er sich seinen Rückfall in die Kindheit. Pinkeln oder nicht pinkeln? Die Antwort gab ein Deus ex machina, wie er auf einer Stadttheater-Bühne nicht besser hätte inszeniert sein können. Ein abgetakelter alter R4 kam quietschend und ächzend langsam den Berg herunter; er wusste sofort, dass hier Gefahr im Anzug war, die Geräusche uralter, ständig an der Grenze der Fahrtüchtigkeit geflickter Autos kannte er zu Genüge aus seiner Zeit in Bamako. Jetzt sagte ihm sein Instinkt, dass es gleich zu einem Ereignis kommen werde, das durch den Propheten schon lange vorhergesagt worden war. "Mon Dieu, der Prophet bin ja ich, wenn's jetzt passiert!" Und es begab sich schrecklicher, als er in kühnsten Fantasien hätte weissagen können. Der R4 schlingerte über das Kopfsteinpflaster, kam ins Rutschen und knallte mit dem linken Vorderrad so stark an einen Begrenzungspfosten, dass das Auto wie eine lahme Ente einknickte, ruckartig stehen blieb und sofort in Brand geriet. Nun begann die wichtigste Viertelstunde in Mo-

hameds Leben. Er hechtete zum Feuerlöscher unter

dem TV-Gerät, riss ihn aus der Wandhalterung und wusste dank stundenlanger Betrachtung bei seinen häufigen Terrassenbesuchen, wie er ihn zu bedienen hatte: Druck auf den Hebel am unteren Teil, Druck auf den Hebel am Führungsschlauch, und noch bevor er am brennenden Auto ankam, schoss der weisse Strahl aufs Trottoir. Seine Hände zitterten, als er zielgenau unter dem Kotflügel den Brandherd innerhalb weniger Sekunden ausschoss. Jean-Pierre war ihm mit einem mit Wasser gefüllten Sektkübel nachgehumpelt, kippte diesen ohne jegliche Wirkung planlos über die Motorhaube, riss Mohamed den Feuerlöscher aus der Hand und schrie mit seiner weibisch hohen Stimme: "Du kannst laufen, rette die Leute drin!"

Mohamed sträubte sich anfänglich, doch das Argument leuchtete ihm ein. Er suchte durch die Windschutzscheibe den Fahrer und konnte niemanden sehen, riss die Fahrertür auf und schrie "Allah, Allah, ich sehe dich!" und sah, was er in endlosen, sexuell bestimmten Nächten lange und mühsam in kühnsten Gedanken erschaffen konnte: Das ideale Abbild des Urtraumes aller afrikanischer Männer, die je Kontakt mit Weissen gehabt haben und wussten, dass sie nie auch nur die geringste, milliardenwinzigste Chance bekommen würden, diesem Ur-Alptraum eines Engels näher kommen zu können. Er hatte ihn bei Prostituierten gesucht, aber wenige entsprachen nur

annähernd seinem inneren Bild, ihre emotionale Kälte liess ihn in allen Fällen zurückschrecken; er hatte

Menschenansammlungen in der Stadt gesucht und im Gedränge absichtlich junge Frauen angerempelt, um wenigstens den Bruchteil eines Kolibriflügelschlages in ihren Dunstkreis zu gelangen; er hatte sich auf Jahrmärkten in Achterbahnen unhöflich vorgedrängt, um solch unerreichbare Wesen in bösen Kurven und Abgründen absichtlich berühren zu können.

Und jetzt, ("Allah! Allah!"), lag auf den beiden Vordersitzen - ("sie ist tot - nein, ohnmächtig - sie muss leben! Sie muss, muss, muss!") - das Abbild seiner Urträume und gleichzeitig aller Urängste ("so eine werde ich nie halten können!") lag auf dem Rücken, Jeans, weisse Bluse, schwarze Weste, ("sie wird leben müssen!") ein kleines, zartes, engelsgleiches Gesicht, ("Allah! Allah!") mit rotblonden Haaren, die sich wie der Ansatz eines Heiligenscheines um ihren Kopf gelegt hatten, ("ich muss sie leben machen!"). Er tippte ihr auf die Schulter, keine Reaktion, zog behutsam an einer Haarsträhne und wünschte sich, dass er sich eine abschneiden dürfe, wenn sie wirklich tot wäre.

"Engel, wach auf!" Nichts. Er nahm seine ganzen Energien zusammen, "darf ich sie überhaupt anfassen?", griff ihr schnell unter Rücken und Beine, "Allah, ich danke dir!", genoss für eine Sekunde die Erfüllung eines Traumes. "Allah, gib mir jetzt Souveränität!", hob sie äusserst behutsam über die Sitze aufs Trottoir und erwachte brutal aus seinem doppelten Traum:

"Sofort das Opfer an uns übergeben!" schrie in ähnlicher Stimmlage wie Jean-Pierre der Notarzt, "sofort und ganz langsam ... behutsam ... gut so. Wegtreten, hau ab! Kopf höher legen!" Mohamed zog blitzartig seine Lederjacke aus und überreichte sie untertänig mit einem dennoch fordernden "Voilà" dem Arzt, der sie zu seiner Überraschung unter ihren Kopf legte, "es funktioniert immer und überall: Nigger sei untertänig, dann akzeptiert man dich auch."

Rotierendes Blaulicht, näherkommende Sirenen, zwei Polizisten versuchten mit einem rotweissen Band in blauer Beschriftung "Police" die Gaffer zurückzudrängen: "Hinter die Linie zurücktreten!", was ihnen aber nicht gelang, denn, wenn ein Franzose sich sicher ist, dass er seine Pflicht gegenüber einer Autorität bereits erfüllt hat, beharrt er auf seiner Position, unumstösslich.

"Wo ist meine Souveränität? Wo ist sie bloss?" Er spürte es körperlich und war deshalb über sich selbst enttäuscht, dass er sich so gewaltig hatte verwirren lassen. In Videos hatte er Tausende von ähnlichen Situationen mitgelebt, er glaubte, sich hart gemacht zu haben, kein unvorhergesehenes Ereignis hätte ihn nur einen Hauch von seinem sicheren Gefühl der Unerschütterlichkeit abbringen dürfen. Und jetzt stand er da mit einem flauen Gefühl im Magen und nicht zu erfassender Realität im Kopf.

"Ich muss mich setzen - 28 Jahre und schon so was!", er nahm alle Kräfte zusammen und zwang seine Glieder, ihm zu gehorchen, es gelang ihm angesichts der zahlreicher werdenden Zuschauer "immerhin in der ersten Reihe", "die Bodenhaftung ist nun da", "und da sage einer, Afrikaner hätten keinen Humor, wenn es ihnen schlecht geht", "gleich bin ich über'n Berg".

Er war es nicht. Schwindel überfiel ihn, er stützte den Kopf in die Hände, kämpfte gegen Übelkeit und Erbrechen, seine Beine wollten ihn im Stich lassen, er registrierte die nächsten Minuten in seiner Umgebung wie einen Videofilm, über dem er eingeschlafen war und nun im Halbschlaf nur die extremsten Szenen mitverfolgte.

Nach dem SAMU-Rettungswagen folgten zwei Feuerwehrautos, die Gendarmerie und noch ein Notarzt, alle mit aufwendigem Sirenengeheul und Gelb- und Blaulichtern, die am Unfallort nicht abgestellt wurden und den kleinen Platz vor der Bar in ein beängstigendes Lichtermeer hüllten, ein Reporter des "Républicain Lorrain" blitzte, und die antiken hochglänzenden Metallhelme der Pompiers spiegelten und reflektierten diese Zufalls-Licht-Kunstwerke in ihren eigenen

kleinen Welten. Laute, herbe Kommandos verschärften diese Situation; wer gerade erst zum Gaffen eintraf, konnte glauben, dass hier mindestens ein schwerer Bombenanschlag der ETA stattgefunden hatte. "Ist sie tot?" Mohamed fand nun erstaunlich schnell wieder in die Normalität seines Körpers zurück. "Ich hatte einen Schock", diagnostizierte er sich selbst auf Grund seiner Kenntnisse aus einer Medizin-Sendung, "alles Blut zieht sich dabei aus den Gliedmassen in die Herzgegend zurück, dem Gehirn fehlt Sauerstoff. ... Glück gehabt, dass ich nicht umgekippt bin ... ist sie tot? ... Engel sterben nie ... wo ist sie?" Er versuchte sie in dem Heer von Helfern zu finden; nichts, der Rettungswagen war offen, hell von innen beleuchtet, die Feuerwehr beschoss den längst gelöschten R4 aus zwei Rohren mit Wasser, der Notarzt versuchte, sich mit seiner Sirene eine Durchfahrt durch die Menge zu bahnen.

"Da ist der Afrikaner!" Jean-Pi schob den Pressefotografen vor sich her und zeigte auf ihn.

"Bleib so, Junge, bleib so!"

Mehrere Blitze donnerten über ihn, er wollte sich wehren und Aufnahmen im Stehen und in grosser Pose verlangen, so wie er es von seinen Familienfotos gewohnt war, doch der Reporter war so schnell verschwunden, wie er gekommen war. Mohamed stand auf, wollte ihm nach und ihn bitten, ob er nicht Abzüge kaufen könne, doch der Presse- Smart hoppelte auf dem Kopfsteinpflaster schon den Berg hinauf.

"Zurücktreten - verdammt noch mal - zurück aufs Trottoir habe ich gesagt, das gilt auch für Nigger!" schrie ihn ein teiluniformierter Feuerwehrmann an. "Ich bin wie du ein vollwertiger Bürger von Sarreguemines!" - "Man sieht's, Ali! Gott sei Dank wohne ich in Rouhling!" - "Typisch Hilfskraft, wahrscheinlich arbeitslos und jetzt muss er halt Macht demonstrieren", dachte Mohamed und wand sich um zwei Kinderwagen herum näher an den dampfenden R4. An den Blicken der Leute erkannte er, dass neben dem Seiteneingang zur Bar etwas Besonderes stattfinden müsse; er zwängte sich durch die Menge und sah endlich die Bahre mit der Fahrerin, die immer noch in einem Zustand zwischen Leben und Tod schien, bewegungslos die Arme nach unten hängend, ihr weisses Gesicht auf die Seite gedreht. Ein Sanitäter sprach sie mehrmals an. Keine Reaktion. Er hob sie leicht hoch und massierte ihren Rücken. Nichts. Er beugte sich über sie, versuchte ihren Atem zu spüren. Zweifel. "Spritze!" Seine Helferin riss den Notkoffer auf, nahm sie heraus, zog routiniert die Schutzhülle ab, drückte einen kleinen Spritzer gen Himmel und rammte sie durch den Stoff der Kleidung in den linken Oberschenkel. Zwei Frauen schrien spitz auf.

"Zurücktreten sollt ihr - oder noch besser: heimgehen! Die Show ist zu Ende!" herrschte der Hilfsfeuerwehrmann die Menge an.

WOLF BUCHINGER

STROMBOLI

Er kam, sah und blieb

PINGPONG-VERLAG

Oh Bella Italia, was ist aus dir geworden?!

Dolce far niente realisieren! Ich erwarte im Siiden des Stiefels, weitab von zuhause, das unverfälschte Italien, ich bin die tausend Kilometer extra schon in der Vorsaison gefahren, um möglichst allein die kleine Insel zu erobern. Endlich, endlich will ich Ruhe vor mir selbst finden, raus und weg aus allen kaputtmachenden Beziehungen, Verpflichtungen und durchgetakteten Tagesabläufen. Ich habe mir überlegt, ob ich mir einen Fussball kaufe und mit den Kindern am Hafenbecken spiele, um voll abzuschalten und an nichts Anderes mehr zu denken als essen, trinken, geniessen und zu sehen, was die Insel zu bieten hat. Der Ätna war mir zu gross und zu touristisiert, ich habe mich gegen mein bisheriges Entscheidungsmodell gestellt, das immer nur das Grösste und Beste wollte, und mich für den kleinen und bescheidenen Stromboli entschieden. Hier gibt es auch nicht die üblichen Fünfsternehotels, die mich immer genervt haben mit ihrem gekünstelten Service, ich wohne in einer einfachen Pension, die zehn Mal günstiger ist, Familienanschluss verspricht und garantiert authentisch sein soll, eben Bella Italia pur.

Oh Madonna! Was höre ich als erstes italienisches Wort, als ich die Fähre besteige? "Tach" sagt der Kassierer, ja "tach", nicht mit einem gestellten,

nachgemachten italienischen Sprachsound, er sagt es klar und authentisch in breitestem Pälzisch, das "t" halb wie ein "d", das "a" mit leichtem "o"-Einschlag und das "ch" ganz vorne im Gaumen gehaucht.

Ich forsche in meinen zehn Wörtern Italienisch nach, ob da etwas Ähnliches dabei ist, erkenne aber sofort, dass es bedingungslos nach meiner Heimat klingt. Ich glaube nicht daran, weil es einfach nicht sein soll und versuche hoffnungsvoll im hoffnungslos deutsch betonten ,Bonn tschornio!' das Italienische aus ihm herauszulocken. Er lacht mit breitem Grinsen und einer sichtbaren Gutmütigkeit, die ein Pälzer nie zustande bringen könnte, also ist er tatsächlich einer von hier: "Wenn schon in fremder Sprache, dann bitte 'buon

giorno!""

"Oh sorry: bonn tschorno!"

"Na ja."

"Wieso sprichst du so gut Deutsch, dazu in meinem heimatlichen Dialekt?"

..BASF."

"Mein Gott, das ist zwanzig Kilometer von dehemm." "Gut möglich, dass wir uns im "Kaufland" schon mal begegnet sind."

"Nö, nädd möglich, die Einkäufe hat meine Frau gemacht "

"... und die ist dir gerade weggelaufen und deswegen bist du hier ..."

"Sieht man mir es an?"

"Dir nädd, aber deinem Hemd, ungebügelt und die Hosen nädd ganz sauber, das is nädd typisch pälzisch und schon gar nädd deutsch. Am Anfang vom Urlaub ist noch alles picobello sauber und aprilfrisch, erscht bei uns lernen sie dann bald, dass das Leben auch ein paar Flecken verträgt, bei Männern vor allem vorne auf der Hose … ich lach' mich kaputt, bei dir ist das wohl schon vorbei."

Nein, auch wenn ich gleich "du" zu ihm gesagt habe, ich lasse mich nicht auf diese billige Stufe von Konversation herab, selbst wenn dies schon zur ursprünglichen Form des hiesigen Lebens gehört. Was macht er da? Er fummelt an seinem urtümlichen Fahrscheinautomaten herum:

"Also bist du allein, das macht hin und zurück acht Euro ..."

"Stopp, stopp! Ich brauche nur die Hinfahrt. Erst einmal."

Was macht er denn jetzt? Er kommt mir ganz nahe, ich sehe seine riesigen schwarzweissen Stoppeln im Gesicht, er riecht nach starkem Tabak und billigem Alkohol, er nimmt mich fest am Arm, bekommt

grosse Glubschaugen und diktiert mir unwiderruflich autoritär seine Meinung:

"Mir Pälzer halte zusamme! Du farscht mer nädd mit der Konkurrenz zurigg! Baschta! Du zahlscht jetzt bei mir hin und zurigg!"

"Ja, selbstverständlich. Gerne."

Jetzt könnte ich mir mal wieder selbst in den Arsch beissen, wie man bei uns zuhause in Arbeiterkreisen zu sagen pflegt, wenn man sicher ist, dass man gerade etwas getan hat, was man eigentlich hasst und es trotzdem gemacht hat. Untertänigkeit schon auf geringen Druck von aussen. Ja, so bin ich.

Wenn Gaby jetzt hier wäre, hätte ich sofort und vor den Augen aller eine ihrer ekligen Kurzstandpauken über mich ergehen lassen müssen, etwa: 'Du bist und bleibst eine Memme! Sag endlich mal NEIN und setz dich durch, man meint ja, dass du die Frau in unserer Ehe bist. Sag mal laut NEIN, NEIN, NEIN!' Da dieser Anlass nicht wichtig ist, hätte sie wahrscheinlich auf ihre sonst viel zu oft zitierte Erkenntnis verzichtet: "Anpasser, Anpasser wie dein Vater! Familienerbe!" Doch nun stehe ich hier ohne sie und finde es nicht einmal schlimm, nicht 'nein' zu sagen, die paar Kröten für die Rückfahrt tun mir nicht weh und die Situation ist nun friedlich und sicher viel angenehmer als mit ihrem potenziellen Gemotze.

"Träumst du?"

"Eh ... nein ..., ich bin nur etwas müde von der Fahrt, italienische Züge rattern wie in Urzeiten, am Anfang fand ich das nostalgisch, aber auf die Dauer nervt es ganz schön."

"Ich bin noch nie Zug gefahren, wir machen hier alles mit dem Boot, ab Windstärke vier würdest du sicher Sehnsucht nach unseren Zügen bekommen. Hast du für eine Woche über Booking gebucht?"

"Ja, in der Casa Bella."

"Na, dann herzlich willkommen! Sie gehört meiner Schwester, ich wohne direkt daneben. Gleich vorweg: Lass die Finger von Pia! Sie ist liiert mit einem Schweden, Geschäftsmann, immer unterwegs, bringt immer viel Geld mit …"

"Mafia?"

"Schwede, blond und kann so viel Italienisch wie du! Die Heimat teilen wir untereinander auf, das ist kompliziert genug. Solange er gutes Geld bringt, gaukeln wir ihm vor, dass er einer von uns ist. Unsere Gegenleistung ist bescheiden, wir tun so, als ob er zur Familie gehöre, besaufen uns einen Abend mit ihm und dann ist er glücklich.

Du hast also über Booking gebucht?" "Ja."

"Nächstes Mal bitte direkt über unsere Telefonnummer, die sind Halsabschneider, zwanzig Prozent kassieren sie hemmungslos ein, etwas weniger als die Cosa Nostra, das ist schon ziemlich ruinös. Seitdem ich weiss, dass Booking holländischen Junkies gehört, bin ich Rassist geworden und habe Pia empfohlen, bei deren Anfragen 'leider besetzt' zu mailen. Funktioniert. Und wir fühlen uns besser."

"Ehrensache, aber es ist halt am einfachsten über sie zu buchen, wenn man sich nicht auskennt."

"Das hat sich ja jetzt geändert. Du merkst, dass du bei uns schon zuhause bist, bevor du überhaupt da bist, auf einen solchen Moment haben wir in Ludwigshafen dreissig Jahre gewartet, noch nicht einmal beim Fussball habt ihr uns näher an euch rangelassen. Pälzische Sturköpp!

Als Beweis für unsere Gastfreundschaft erzähl ich dir ein Familiengeheimnis. Der Schwede weiss nix davon, also Schnauze! Wir haben ein System entwickelt, das automatisch alle Anmeldungen und Buchungen um ein Drittel reduziert und unsere trägen Fis ... also Finanzbeamten merken nichts, schon seit sieben Jahren nicht. So holen wir die Prozente für Booking wieder rein. Und wenn du das nächste Mal kommst, gibst du uns die Miete in bar, wir rechnen

sie nicht ab, da du doch ein Cousin bist ... und Familie muss ja nix zahlen. Clever, gell?"

"So etwas wäre bei uns nicht möglich."

"Eben, das ist der Unterschied, ihr werdet glücklich, weil ihr jeden Euro vor- und nachkalkuliert, zehn Mal in Computerlisten eingeben müsst und am Schluss bleibt vielleicht noch die Hälfte übrig. Wir behalten halt gerne alles."

"Und die Casa Nostra?"

"Cosa, bitte ja nicht beleidigen! Oh ja, riskant, aber was die Cosa nicht weiss, macht sie nicht heiss. Überlebenstechnik. Da staunste, gell? Und da du jetzt zur Familie gehörst, sollten wir Duzis machen." "Wir sagen doch schon 'du' zueinander." "Das ist das Umgangsduzi, hier gibt es kein 'Sie'. Erst wenn man den Vornamen weiss, ist man richtig

"Logisch. Ich bin der Markus."

miteinander bekannt.

"Nö, das geht nicht. Im Vatikan heissen sie so, hier ist das Volk, du bist der Marco, basta! Ich bin Mario, ganz einfach: Mario und Pia und meine sieben Geschwister fangen alle mit "M" an: Matteo, Michele, Marina, Mia und Lorenzo – okay, der ist von jemand anders. Mama heisst Maria, Papa gibt's nicht mehr. Lern die Namen schon mal auswendig, heute Abend

wirst du sie alle kennenlernen, wir feiern den Namenstag von Mia."

"Fehlt da nicht noch ein Name?" "Ja, okay, verstorben, interner Betriebsunfall. Unsere Freunde von der Co ..."

Oh Bella Italia, du bist doch noch die Alte! Kaum bin ich da, kenne ich schon eine ganze Familie und ein schnell gewonnener Freund weint hemmungslos über seinen umgebrachten Bruder, ich nehme an, dass sie keine Frauen erschiessen.

Toll. Das habe ich mir schon lange gewünscht, endlich eine richtige Familie zu haben. Schön. Kein Vergleich zum eiskalten Dauerchaos bei uns zuhause. Das konnte ja nicht gutgehen: Ein Pälzer Schmuse-Teddybär heiratet eine gefühlskalte Hannoveranerin, Süden contra Norden, na ja, Gegensätze ziehen sich halt an. Was war ich lange begeistert von ihrer schlanken Figur, grossgewachsen, lange Beine, makellose Haut, eine Traumfrau. Äusserlich. Warum sie mich attraktiv gefunden hatte, weiss ich immer noch nicht. Mich überkommt immer wieder eine unkontrollierbare Wut, die schnell zur Verzweiflung wird, weil ich sicher bin, dass sie mich eiskalt benutzt und ausgenutzt hat.

"Scusi, aber hier dürfen Männer weinen ..." "... bei uns mittlerweile auch." "Das kann ich ja kaum glauben! Wenn eure Fussballmannschaft verloren hatte, habt ihr als einzige sichtbare Reaktion einen glasigen Fernblick aufgesetzt, ihr seid ein wenig erstarrt, aber echte und tiefe Emotionen habt ihr nie gezeigt. Wenn wir euch zum Trost in den Arm nehmen wollten, habt ihr uns abrupt weggeschoben, dann seid ihr zügig zum nächsten Bierstand gelaufen und habt euch reichlich eingedeckt, die Gefühle quasi runtergespült. Tja, wir zeigen sie halt gerne, das verbindet mehr und ist auch echter und menschlicher. Claro?"

"Claro. Fahren wir jetzt los?"

"Sieht man doch. Halt dich fest, du kannst jetzt zwanzig Minuten deinen Gedanken nachhängen, denn irgendetwas Grösseres bedrückt dich, ich sehe es. Du wirst es mir aber nicht anvertrauen, auch nicht am letzten Abend, wenn wir uns gemeinsam besaufen und verabschieden." Wolf Buchinger

kopf-fürze

reale lyrik

folgen, heute

äpfel klauen: ohne folgen

ladendiebstahl: anzeige verkehrsunfall: strafe

vergewaltigung: gefängnis mord: zuchthaus

wenn

manager

fehlentscheidungen treffen

firmen ruinieren

arbeitsplätze unnötig wegrationalisieren ihr umgebung seelisch misshandeln

dann

hat es für sie keine folgen

apfeldiebe?

zeitgeist

aufstehn am morgen

interessiert mich nicht.

zur arbeit gehen

interessiert mich nicht.

mich engagieren

interessiert mich nicht.

positives denken

interessiert mich nicht.

mittagessen: vielleicht.

luxus kaufen: möglichst viel.

repräsentieren: eventuell. protestieren: jederzeit.

mich interessiert nur ich.



auf dem stirnband:

the first.

auf dem pulswärmer:

the best.

auf dem t-shirt:

the winner.

auf dem polo;

the number one.

auf der hose:

the greatest.

auf der sporttasche:

the champion.

morgen ist mein erstes training.



schule, modern

kaugummiverbot, alkoholverbot, unfallverbot!
ruhig am platz, nicht herumlaufen, nicht
reden!
es werden ordnung, keine beschädigungen
und verschmutzungen erwartet!
pausen draussen verbringen,
masshalten mit der zeit,
genügend schlafen!
absenzen, termine und krankheiten vorher erkennen!
formulare, urlaube, austritte nur mit genehmigung!
schüler haben kreativ zu sein!

frauenkarriere

abitur mit leichtigkeit studium mit auszeichnung karriere mit riesenschritten heirat mit hubert kinder mit lebendigkeit haushalt mit stress

heute ihre grösste freude: quittengelee mit vanille





ICH BIN JETZT IN DER

SCHW

Ein Selbstversuch

WOLF BUCHINGER





Abstimmung als Volkssport

Gern sitze ich auf unserer Terrasse am brennenden Kamin und blicke auf dieses Bilderbuchland, dem es doch so richtig gut geht und an dem alle Krisen der letzten Jahrzehnte mit so wenig Beeinträchtigung vorbeigerauscht sind.

Die Bauernfamilie unterhalb unseres Hauses mit ihren vierzig Kühen, die alle einen Namen haben und teils aufs Wort gehorchen, lebt hier in der fünften Generation und die nächsten Kinder wuseln schon zwischen den Milchkannen herum: ihre Zukunft ist gesichert. Mit hoher Wahrscheinlichkeit werden sie noch Jahrzehnte mit Célestine und Lisa und wie sie auch heissen werden, Milchwirtschaft betreiben, wenn sie nicht dem neuesten Trend folgen und Lamas züchten. "Schuld" an diesem sicheren Wohlstand hat die Demokratie, ein Begriff, der hier maximal funktioniert. Aber warum?

Die Geschichte der echten Demokratie ist schnell erzählt: Erfunden wurde sie im alten Griechenland, dann kamen die Römer und übernahmen, was ihnen passte. Das Urmodell war damit tot und wurde erst wieder vor gut 700 Jahren von den Eidgenossen hervorgeholt, die pragmatisch jedem Urkanton gleiches Mitspracherecht geben wollten.

Oft kopiert und nie erreicht, versuchten sich viele andere Staaten ebenfalls an der Demokratie und scheiterten meist an der Grösse ihrer Gebiete, denn erst die regionale Überschaubarkeit bringt die Möglichkeiten, sie in ihrer direkten Form zu leben. Das Bewusstsein, politisch direkt und relativ schnell ins Staatsgeschehen eingreifen zu können, steigt heutzutage bei den Schweizern von Jahr zu Jahr: Die Anzahl der Volksinitiativen hat sich in den letzten zwanzig Jahren verdoppelt.

Man kann also sagen: Die Schweizer Demokratie lebt. Und das nicht nur bei großen Themen. Der Deutsche jammert Jahrzehnte über die immer gleichen Unzufriedenheiten. Der Schweizer lanciert oder schliesst sich einer Volksinitiative an und ist zufrieden, selbst wenn sie abgelehnt wird.

Immer, wenn die Weiden voller Wahlplakat-Ständer sind, freuen sich die Kühe über die zusätzliche Möglichkeit, ihre Flanken an etwas zu reiben, und so liegen bald Köpfe von potenziellen Politikern im Gras und blicken ratsuchend gen Himmel, der ihnen auch nicht helfen kann, denn wählen tut das Volk. Waren es über Jahrhunderte traditionell braune

Kühe, die einen ersten Kontakt mit den zukünftigen Grössen des Landes bekamen, so sieht man je länger, je mehr schwarz und weiss gefleckte wie auf dem Titelbild dieses Buches. Immer, wenn ich so ein Vieh sehe, steigt in mir auch nach Jahrzehnten noch eine Wut auf. Im Geografie-Examen verweigerte mir ein Beisitzer des Kultusministeriums die Bestnote, weil ich nicht wusste, warum sich dieses norddeutsche Niederungsrind nach dem Krieg so rasant über ganz Europa ausgebreitet hat.

Ich rätselte, er lächelte und verriet wichtigtuend selbst meinem überraschten Professor die Lösung: Diese Kühe wurden in ganz Deutschland eingesammelt und als Reparationszahlung verteilt. Und von Frankreich aus gelangten sie dann auch in die Schweiz, wo sie auf manchem Bauernhof für elementare Diskussionen und Abstimmungen sorgten. Ihre hohe Milchleistung gab schliesslich den Ausschlag sie zu behalten und zu züchten.

Zufall oder nicht: Zur selben Zeit veränderte sich auch der Regenbogen der politischen Parteien. Zu den bis dahin klassisch-westeuropäischen Richtungen christlich - sozial - frei kam nun geradezu rasant eine neue Partei des Volkes dazu, die bald zur stärksten Kraft wurde und erreichte, dass alle Abstimmungen aktiver, weil politischer und populistischer wurden.

Im "Rössli" wurden am Stammtisch bald Politiker verunglimpft und die Polemik hielt Einzug in die Abstimmungen. In die erstarrte Parteienlandschaft kam Bewegung, was eigentlich guttat. In der Hauptstadt Bern einigte man sich sogar auf eine Zauberformel der Bundesräte, die alle vier grossen Parteien selbst bei starker unterschiedlicher prozentualer Verteilung gleichermassen an der Macht beteiligt. Bei Abstimmungen in den Räten (international: den Kammern des Parlaments) können die Wogen manchmal schon auch italienisch hochgehen. Und hie und da kommt es dann mal zu Demokratie-Pannen wie damals, als es um die Zukunft der Entwicklungshilfe ging.

Ständeräte stehen in Sachen Würde kurz vor Bundesräten, also ganz oben im Schweizer Ansehen. Sie sind Garant für eidgenössische Zuverlässigkeit. Meistens jedenfalls. An diesem lauen Frühlingsmorgen allerdings, als darüber abgestimmt wurde, ob die Entwicklungshilfe an die Kooperation im Asylbereich gekoppelt werden solle, erinnerte ihr Gebaren eher an eines der Parlamente jener Länder, über deren Wohl sie entscheiden wollten.

Wider Erwarten stimmte die Versammlung dafür, doch siehe da: Alles war schief gegangen. Die Stimmenzähler hatten sich verzählt, zwei Ständeräte hatten den Antrag verwechselt und deshalb falsch abgestimmt und schliesslich gab es sogar mehr Stimmen als Anwesende im Saal.

In Afrika nennt man so etwas wohl Tohuwabohu. Anstatt so schnell wie möglich zu reparieren, begann ein emotionales Hickhack, erst um die Motion: "Wer zahlt, befiehlt" und "Er meint den Esel und schlägt den Sack", höhnten die Kommentatoren, und dann um die Qualität des Ständerates. "Eine Dunkelkammer", "Zweifel an der Intelligenz", "Abstimmen wie im alten Rom". Letzteres ist sogar korrekt, denn die Ständeräte stimmen tatsächlich mit der Hand ab, wie in Rom, im alten Griechenland und auch noch zu früheren Zeiten.

Abstimmen ist in der Schweiz ein Volkssport: Mindestens dreimal pro Jahr werden die Weiden zugestellt mit Parolen für Volksabstimmungen, dem eigentlichen Kern der Schweizer Urdemokratie. Jeder kann regional oder landesweit mit Tausenden von handgeschriebenen und beglaubigten Unterschriften eine Initiative starten, falls er das nötige Kleingeld hat. Und so flattern mir immer wieder fette Briefe ins Haus, vollgestopft mit Broschüren, die umfangreich erklären, wo ich mein Kreuz zu machen habe oder zu wichtigen Vorlagen "ja" oder "nein" in einer der vier Landessprachen schreiben muss.

Ich bin stolz, bisher an allen Wahlen und Abstimmungen gerafältig verbereitet teilgenommen zu be-

mungen sorgfältig vorbereitet teilgenommen zu haben; im Gegensatz zu manch Einheimischem, denn mehr als die Hälfte aller Stimmberechtigten geht meist nicht zur Urne. Neuerdings sind die

Wahlumschläge mit konfettigrossen Löchern versehen, damit die Stimmenzähler schon von aussen feststellen können, ob ein Gegner der Vorlage seine Meinung eventuell mit halbfesten menschlichen Ausscheidungen kundgetan hat. Denn auch das kommt vor in der sauberen Schweiz.

Abgestimmt werden kann übrigens über alles und jeden. Dauerbrenner sind Altersvorsorge, Steuern, der Nichtbeitritt zur EU und die Reduzierung des Zuzugs von Ausländern. Wahltaktiker wissen längst, dass man eine Idee mehrfach lancieren muss, bis sie angenommen wird. Während in anderen Ländern jahrzehntelang über Missstände geflucht und geschimpft wird, stimmt man hier einfach darüber ab. Dabei liest sich die Liste der Themen wie ein seltsamer Abenteuerroman, denn über die Wichtigkeit der Themen entscheiden nicht deren tatsächliche Bedeutung für das Land oder deren Aktualität, sondern ausschliesslich das Anliegen des Initianten: Bekämpfung des Alkoholismus, Recht auf Leben und Verbesserung des Strassennetzes zwingen jeden Schweizer zur eigenen Standortbestimmung, auch wenn man keine konkrete Vorstellung vom Problem hat. Noch seltsamer wird es beim Verbot der Freimaurerei, dem Schutz der Mutterschaft, dem Schlachten ohne vorherige Betäubung oder der Wiedereröffnung von Freudenhäusern. Gelebte Demokratie.

Meine erste Abstimmung war just im Monat unseres Hauskaufs und ich stimmte als Neuschweizer vehement gegen den Ausverkauf der Heimat. Ich war auch für den Schutz der Moore, für weniger Beton, gegen ausländische Spitzel und den Solarrappen. Nicht kompetent fühlte ich mich allerdings bei der Frage, ob die Armee wieder Brieftauben erhalten sollte. Ernsthaft, diese Abstimmung liegt gar nicht so weit zurück!

Demokratie ist im Prinzip richtig, sofern sie nicht betonierte und unzeitgemässe Anschauungen verstärkt. Und als letztes Land in Europa - noch nach der Türkei - erhielten hier auch die Frauen das Stimmrecht. In Appenzell gibt es übrigens noch die direkte Form der Abstimmung. Ende April treffen sich alle Bewohner auf einem großen Platz, um per Handheben die grossen und kleinen Dinge des Minikantons zu regeln. Da jeder jeden kennt und die Männer als Zeichen ihrer Macht einen vom Vater auf den Sohn vererbten Degen tragen und Frauen gern in ihrer bunten Tracht kommen, ist Wahlbetrug auszuschliessen. Die Hunderte von schaulustigen Touristen erkennt jeder Stimmenzähler an ihrer städtischen Kleidung. Was war hier ein Medienrummel, als die Männer nach jahrzehntelangen Anläufen endlich ihre letzte Bastion mehr oder weniger unfreiwillig aufgaben

und ihren Frauen mit wenigen Degen Mehrheit das Stimmrecht gnädig zugestanden!

Aus Gründen der Verstehbarkeit sind Schweizer Wahlslogans kurz und bündig verfasst: "Verbesserung des Strassennetzes", "Aufhebung der Militärjustiz", "Minarettverbot" oder auch "Frauen und Männer". Manchmal allerdings bedarf es einer höheren Schulbildung: "Für ein steuerlich begünstigtes Bausparen zum Erwerb von selbst genutztem Wohneigentum und zur Finanzierung von baulichen Energiespar- und Umweltschutzmassnahmen (Bauspar-Initiative)".

Und wenn bei regionalen Abstimmungen entschieden werden soll, ob ein Vorortschulhaus ein neues Dach bekommen muss oder die Heizung im Rathaus auf Gas umgestellt werden soll, lese ich die seitenlangen Infos gar nicht erst durch, sondern stimme gleich gemäss der Empfehlung der Behörde. Die Resultate solcher Wahlen werden vom Ausland indessen kaum wahrgenommen, handelt es sich schliesslich nicht um eine Präsidentenwahl. So wird still und leise auf jeden ersten Januar ein Bundesrat bestimmt, der Primus inter Pares ist und für ausländische Gäste den obersten Schweizer mimt, mehr Rechte hat er kaum, allenfalls mehr Pflichten und somit weniger Zeit.

Nur manchmal schaut die Welt neidisch auf die Schweiz, etwa, wenn der Vorschlag, sechs Wochen Ferien zu haben, wuchtig abgelehnt wird oder das lukrative Geschäft mit Zweitwohnungen für betuchte Ausländer bachab geschickt wird.

In der Schweiz wird Demokratie gelebt. Und wie! Selbst die Kühe haben hier etwas davon.

Schweizer machen

Die Zeichen waren eindeutig: Beim Fussballländerspiel Schweiz gegen Deutschland schrie ich für beide Mannschaften und freute mich über jedes Tor, auch wenn der Jubel für die einheimische Mannschaft viel seltener war.

Beim Aufstiegsspiel meiner Dorfmannschaft von einer unteren in eine weniger untere Liga, wurde ich gar vom Schiedsrichter vom Platz verwiesen, weil ich mehrfach heftig und wahrscheinlich mit bösen Schimpftiraden gefordert habe, dass der Einwurf der gegnerischen Mannschaft nicht einfach um fünf Meter nach vorne verlegt werden dürfe. Er tat es auf Schwyzerdütsch, was bewies, dass ich auch sprachlich angekommen war. Und schliesslich bei einem Weihnachtsbesuch in meiner pfälzischen Gemeinde lästerten die Verwandten, dass ich meine Heimat nun wohl gänzlich aufgegeben habe, überall "schweizere" es in der Sprache und meine Einstellungen zu Sauberkeit und Moral wären nun ganz anders als in meiner Jugend.

"Momoll" dachten meine Frau und ich. Wir rechneten nach und wunderten uns, dass wir rein juristisch alle Bedingungen für eine Einbürgerung erfüllt hatten. Zehn Jahre wohnten wir in derselben Gemeinde und zwölf Jahre im Kanton. Der Antrag war schnell

gestellt und schon nach drei Wochen kamen dreissig Seiten Reglement, was wir erfüllen müssten und welche Vorteile wir als Schweizer Bürger haben werden.

Letzteres war wirklich beeindruckend! Die Nation werde uns in vollem Umfang in allen Belangen in seine Obhut nehmen, ob gute oder schlechte Zeiten, man werde sich um uns kümmern. Das waren uns unbekannte Töne, denn auf der anderen Seite der Grenze forderte und forderte man, ohne irgendetwas geben zu wollen.

Die Kehrseite der Medaille kam dann eine Woche später. Alle diese neuen Annehmlichkeiten hätten natürlich auch ihren Preis. Uns verschlug es den Atem. Vier Monatslöhne plus alle Kosten für bürokratische Massnahmen wären wohl angemessen. Diese Angemessenheit wurde uns gleich aufgezählt. Wir würden Ortsbürger werden und prozentuelle Teilhaber des hohen Vermögens in Form von Immobilien und Landbesitz sein, zu Weihnachten gibt es einen Tannenbaum aus eben diesen Ländereien gratis, zwei Plätze im örtlichen Altersheim wären uns garantiert, jedes Jahr wird eine Gratis-Busfahrt an eine schöne Stelle der Schweiz abgehalten, ab 65 spendiert man eine kleine Rente und im Falle von Krankheit und Not stehe man uns selbstverständlich mit Rat und Tat bei

Diese Argumente überzeugten uns, meine Frau meinte, dass diese Kosten schon nach wenigen Monaten reingeholt wären, wenn ich im Alter dem Suff oder der Rammdösigkeit erläge. Wir zahlten. Und dann begann der Lauf der Einbürgerung, der uns zwei Jahre in Atem hielt. Formulare mussten ausgefüllt werden, Bestätigungen eingeholt, Gesundheitszeugnisse erstellt werden, eine Anfrage bei Interpol über internationale Verbrechen, jede Menge Passbilder, Leumundszeugnisse, Bankauszüge, Vermögensnachweise, Vereinszugehörigkeiten, pro Person drei Fürsprecher und viele weitere Details mussten eingereicht werden. All dies geschah unter dem ständigen Hinweis, dass die Prüfung durch die Gemeinde und die Zustimmung der Ortsbürgerversammlung gelingen würde.

Ich wollte sicher gehen und fotografierte unserer Gemeinde zum 1.200jährigen Bestehen gratis einen Fotoband, der so gut ankam, dass der Kanton auch einen wollte, was mich in alle Ecken unserer baldigen neuen Heimat führte, die mir durch die Hunderte von Kilometern auf meiner Vespa vertrauter wurde als manchem Eingeborenen.

Tag eins der Prüfung. Die Polizei bittet zum Verhör

Wir hatten uns bei Neubürgern erkundigt, was auf uns zukommen wird. Ihre Schilderungen waren so abstrus, dass wir meinten, sie würden uns Angst machen wollen. Doch sie hatten nur die Wahrheit und nichts als die Wahrheit erzählt.

Vor uns in einem schmucklosen Büro sassen drei ältere Polizisten vor mehreren Ordnern mit unseren Unterlagen. Im Vergleich zu meinem ersten Kontakt mit einem Zöllner an der Basler Grenze, hatten sie eine topmoderne Uniform aus edlem Stoff mit ebenso edler Krawatte, wirklich wirkungsvoll und ihre Autorität verstärkend. Die ersten Fragen waren Routine über persönliche Daten, sie ergänzten schwer nachvollziehbare Details wie Taufdatum, Konfirmationstag, erste Musterung bei der Bundeswehr, Schulwechsel. Das dauerte und die erste Stunde war bald vorbei. Dann begann die zweite, die alles überbot, was man uns vorweg geschildert hatte. Sie klappten die Ordner zu und lasen nun aus mehreren Seiten Vordruck Fragen über Fragen vor, die wir unter Androhung des Scheiterns des Antrags mit bestem Wissen und Gewissen wahrheitsgemäss beantworten müssen. Das "Ja" auf diese Forderungen blieben uns im Halse stecken, ein Nicken genügte ihnen.

"Wann haben Sie sich kennengelernt?"

"Warum haben Sie sich kennengelernt?"

"In welcher Institution oder Umgebung haben Sie sich kennengelernt?"

Ich erklärte ihnen, dass der Zufall Regie geführt hatte. Wir beide waren im Universitätsorchester, Meine zukünftige Frau spielte Bratsche und sass direkt vor meinen Pauken. In langen endlosen Pausen suchte ich mir in Ruhe die schönste Mitspielerin vor mir aus und trommelte leicht auf ihrem Kopf, um sie aus dem Takt zu bringen. "Tja, so haben wir uns kennengelernt, das Erste, was ich von ihr sah, war ein böser Blick nach hinten mit einem lauten Zischen." Prompt schrieb der Protokollführer mit rotem Stift: "Orchester überprüfen!"

Sie wollten unsere Urlaubsziele wissen, ausnahmslos alle bis zum Wochenendurlaub in den letzten zwanzig Jahren, unsere Verwandten in der Schweiz, unsere Parteizugehörigkeiten des gesamten bisherigen Lebens, welcher Schweizer Partei wir am ehesten beitreten würden, welche Schwierigkeiten wir in Studium und Beruf hatten und welche Bücher wir als letzte gelesen hatten.

Es ging in die dritte Stunde. Wir hatten das bestimmte Gefühl, nun auf Lebzeiten ausgewiesen zu werden, denn ich hatte zugegeben, mehrfach im Ostblock gewesen zu sein, als 68er an der französischen Grenze demonstriert zu haben und mit meinem ersten Schulrektor massive Auseinandersetzungen gehabt zu haben.

Die Sache mit dem Platzverweis beim Fussball nahmen sie als positives Zeichen des Engagements für meine Gemeinde, so hätten sie es dem Trainer auch erklärt, als er sich bei ihnen beschwert hatte, es läge an mir, sich bei ihm zu entschuldigen.

Und dann kam die allerletzte Frage: "Bei Interpol sind Sie ein unbeschriebenes Blatt, aber irgendetwas hat doch jeder Mensch auf dem Kerbholz! Es wäre gut, wenn Sie es uns jetzt sagen würden."

Wir antworteten ehrlich und selbstbewusst mit nein. "Na, na…vielleicht wissen wir mehr über Sie als Ihnen lieb ist…"

Nach einer langen Pause wurde die Sitzung mit einem kurzen Dank geschlossen. "Sie werden von uns hören."

Tag zwei der Prüfung. Die Einbürgerungskommission der Ortsbürgergemeinde bittet zum Verhör.

Sechs ergraute Männer sassen uns gegenüber. Undurchdringliche Minen, kaum direkter Augenkontakt, feindliche Körperhaltung. So muss es im Weltkrieg in einem Kriegsgericht gewesen sein. Der Vorsitzende war uns bestens bekannt, an einem

Der Vorsitzende war uns bestens bekannt, an einem heissen Sommerabend hatte er uns nach einigen Bieren das "Du" angeboten, dies hatte er wohl vergessen. Er erklärte uns, dass die politische Gemeinde für die Verwaltung zuständig sei und die Ortsbürgergemeinde für das Interne und Menschliche verantwortlich sei, also auch für Einbürgerungen.

Mir fiel auf, dass er von Beginn an immer zu meiner Frau blickte, die alles richtig gemacht und sich etwas freizügiger gekleidet hatte. Er bestätigte die Angaben der Polizei, las sie mühsam vor, amüsierte sich über die Geschichte mit dem Kennenlernen, lobte meine Bildbände und gab in langen Halbsätzen seine ganz persönliche Meinung über das gespannte Verhältnis zwischen der Schweiz und dem Reich wieder. Endlich fragte er uns, ob wir auch seiner Meinung wären. Jetzt kam meine spontane Sekunde: Meine Frau hatte den einheimischen Dialekt gelernt, ich nicht. Also hatten wir abgemacht, dass ich nur "moll" sagen solle, so oft es ginge, sie werde dann

den Rest übernehmen. Mein lautes spontanes "momoll" verwirrte ihn etwas, denn er hatte die Antwort
von ihr erwartet Sie begriff die Situation und plapperte fast Wort für Wort seine Meinung nach, Er
nickte und war zufrieden. Die Geschichte der
Schweiz müsse er wohl nicht abfragen, schliesslich
seien wir Lehrer und wir würden sie sogar lehren.
Als Deutsche. Alle lachten und mein "moll" ging unter.

Über die Gemeinde wage er schon gar nichts zu fragen, ich wäre wohl in allen Ecken herumgekrochen und kenne alles. Ich nickte verständig und verschluckte mein "moll".

Er beugte sich suchend über die Akten und stellte fest, dass die Frage nach Aktivitäten im Krieg wohl nicht nötig sei, ein Baby könne wohl noch nicht schiessen. Ich spielte meine komplette Schwyzerdütsch-Kenntnisse aus und sagte vollmundig "nei, nei".

Und Zivilcourage hätten wir auch, die Sache mit meinem Platzverweis wäre ihm als Präsident des regionalen Schiedsrichterverbandes selbstverständlich zu Ohren gekommen. Er habe nun die Anweisung erteilt, dass seine Kollegen vermehrt auf einen präzisen Einwurf-Ort schauen sollen.

Er blätterte weiter und weiter, fand keine Fragen und Aufgaben mehr, schaute sich zu seinen Kollegen um, die bisher noch kein einziges Wort gesprochen hatten und fragte in die Runde: "Das isches - odder?" Kurzes Überlegen und weiteres Blättern auf allen Plätzen. Der Kleinste von Ihnen meldete sich: und sprach in akzentfreiem Hochdeutsch: "Es fehlt nur noch die Frage nach dem Spracherwerb!" - "Das ist doch klar - odder?" Und nun folgte der Rest ebenfalls in der Sprache des Grossen Bruders im Norden: "Beide verstehen alles, er spricht gut Dialekt, sie etwas weniger, aber das wird die Zeit schon bringen, sie sind willig und lernfähig und von einer typisch deutschen Sturheit habe ich nichts gemerkt. Odder?" Er bedankte sich im Namen aller und verabschiedete uns als baldige Bürger unseres Ortes.

Vier Monate später wurde in der jährlichen Ortsbürgerversammlung unser Fall pauschal und ohne Diskussion mit hundertprozentigem Mehr angenommen. Wir waren angekommen.

Ein kleines persönliches Wehwehchen gab es dann ein paar Wochen später. Der rote Pass war angekommen. Nach Bezahlung der Gebühren verlangte die Gemeindeangestellte unmissverständlich die sofortige Abgabe des deutschen Passes, legte ihn unter eine für diesen Zweck gebaute Maschine, die wie ein Toaster aussieht, drückte auf den Einschaltknopf und ganz langsam wurde unsere letzte Identität des Daseins als Deutsche mit vier grossen runden Löchern besiegelt. Meine Gefühle beschreibe ich hier

absichtlich nicht, denn als Schweizer ist man vorsichtig, denn SIE würden es sicher erfahren.

Momoll!



Der Bläss

Was dem Deutschen sein Schäferhund, ist für den Schweizer, zumindest im touristischen Werbeprospekt, sein Bernhardiner. Leider hat ein solch grosses Vieh einen kaum erfüllbaren Platzbedarf und er geht schon mit acht Jahren in den Hundehimmel ein. Halb so gross bei ähnlichem Aussehen ist der Berner Sennenhund, gleich langsam wie man es den Einwohnern der gleichnamigen Stadt nachsagt. Für den Volksgebrauch ist die Miniausgabe, der Appenzeller Bläss, besser geeignet, ein zäher Gebrauchshund, der ein Leben lang kerngesund ist und dann ohne Übergang mit fünfzehn Hundejahren stirbt.

"Nimm den Baschtard mit, hundert Stutz, bar auf die Hand!"

Etwas verwirrt schaute ich den Altbauern an, hier oben im tief verschneiten Appenzeller Land hätte ich keinen Mix aus Bayrisch und einheimischen Dialekt erwartet. Die Höfe liegen isoliert wie an Perlenschnüren in diesem Voralpengebiet, das sich stets nach aussen abschotten konnte und selbst in der Schweiz etwas fremd ist, denn das eigene Königreich geht bis an die Grenzen der eigenen Wiesen, darin wird autoritär regiert, was ausserhalb davon liegt, ist weit, weit weg. Hier werden Sitten und Gebräuche unverändert wie seit Jahrhunderten

beibehalten, es gibt keine Nachwuchssorgen, diese kleine mittelalterliche Welt ist intakt. Wenn in Rio, Berlin oder Kapstadt mit überdimensionierten Partys und Feuerwerken Millionen den Übergang von einem zum anderen Jahr feiern, findet Silvester hier ein paar Tage später immer noch nach dem Gregorianischen Kalender statt, mit "guten und schlechten Chläusen", die sich urig mit alten Masken verkleiden und in kleinen Gruppen ganz intim von Hof zu Hof wandern, ein paar "Zäuerli" jodeln und im Gegenzug mit Schnaps, Weisswein und Speck verwöhnt werden. Für die Chläuse ein körperlicher Kraftakt, äusserlich und innerlich.

Hier oben, wo sich ein Farbiger noch nicht einmal als Tourist hin traut, hörte ich Münchner Sound. "Entschuldigung, wie kommt ein Bayer hierher und wie kommt er zur Zucht des Appenzeller Nationalhundes?" Eine Doppelfrage scheint in dieser Umgebung nicht üblich zu sein, der Bauer antwortete nur auf den ersten Teil, dafür sehr gründlich. Er sei als Kind in der Nachkriegszeit für ein paar Monate sehr grosszügig aufgenommen und aufgepäppelt worden, dann mehrmals wiedergekommen, und dann hätte er sich in "die da" verknallt und zeigte auf die Treppe des herrschaftlichen Bauernhauses. Sie war Alleinerbin, was hier selten vorkommt, und er wäre nun

auch alt und ohne Kinder. Er kam ganz nahe, wechselte nun ins Reinbayrische und schimpfte auf die Appenzeller Frauen, wie es nur vom Leben Frustrierte können. Sie seien frigide - ich zweifelte, ob er dieses Fremdwort versteht -, hätten nichts anderes als Geld und Macht im Sinn und "die da" wäre dazu auch noch faul.

Als wollte sie den Beweis dafür antreten, kam sie aus dem Haus, bewegte sich beim Hinuntergehen wie ein Model auf dem Laufsteg, stieg in einen Vierrad-Offroader, liess die Scheibe herunter und rief in unsere Richtung: "Bin poschte".

Erleichtert der Kommentar: "Jeden Tag geht sie vier bis fünf Stunden einkaufen, jetzt bin ich frei ... und muss schaffe."

Alle Hunde waren im Stall verschwunden, wo sie ohne eigenen Rayon irgendwo im Stroh unter den Kühen hausten. Gezielt griff er in die wuselnde Menge, grapschte den Kleinsten am Genick und legte ihn mir in die Arme. "Wie gesagt: ein Hunderter-Nötli, mehr nicht. Der Nachbarköter hat es geschafft, meine reinrassige Bella zu schwängern, die anderen fünf habe ich ertränkt und nur den da behalten, damit sie ihre Milch loswird."

Mit dem Besen scheuchte er die anderen Hunde wieder in die hinterste Ecke, wahrscheinlich um mir den Vergleich zu nehmen. Ich sah sofort, dass die

Zeichnung nicht regelmässig war, das schwarze wuschelige Fell war um den Kopf mit willkürlichen weissen Flecken unterbrochen, die Beine aber regelmässig braun gezeichnet, ein echter Second-Hand-Bläss, der mir sofort in den Anorak schlüpfte und in klarer Hunde-sprache signalisierte, dass er raus aus dem Stall wolle. An diesem kalten Wintermorgen pinkelte er mir ergiebig wohlig warm ins Hemd und krallte sich instinktiv daran fest. Ich liess ihn in dieser kompakten ersten Zweisamkeit, zahlte schnell und war froh, dass ich, egal wie, den Hof verlassen konnte, denn ein Bauer, der Hundebabys wie am Fliessband umbringt und mit der Mistgabel zum Abschied winkt, erweckt nicht viel Zutrauen.

Mittlerweile roch auch ich sehr rustikal dank meines Hundes, der vier Monate in der Kuhscheisse gelebt hatte. Ich liess ihn während der Heimfahrt an meiner Hundemutterbrust, öffnete lächelnd die Haustüre und setzte ihn auf den Boden, wo meine Frau den neuen Wonneproppen gleich freudig auf den Arm hochnehmen wollte. Doch er riss sich los, stürmte wie ein Wilder durch die Wohnung, in Windeseile begutachtete er alles, wählte das Sofa als seinen Lebensplatz aus, sprang ohne Anlauf darauf, vergrub sich unter den Kissen und legte sich zum Schlafen hin. Zwei Vorgängerhunde hatten niemals auf dieses dem Menschen vorbehaltene Sitzmöbel gedurft, doch wie bei

Menschenkindern kann sich das Drittgeborene viel mehr erlauben.

Der Appenzeller Bläss stammt von den Begleithunden der Römer ab, wurde hier mit seinem typischen Ringelschwanz in Jahrhunderten dreifarbig weiter gezüchtet, die weisse Brust und die farbliche Gesichtsteilung sind typisch. Diese Blesse gab ihm den Namen und die meisten heissen auch einfach nur "Bläss".

Die Bauern haben ihn zum unbestechlichen Wächter erzogen und gaben ihm als Hüter der Kuhherden und auch heute noch als Zughund für Milchtransporte seine Aufgaben, die er intelligent und willig durchführt. Bei Wanderern ist er unbeliebt, seine Art und Weise, Kühe nach seinem Willen zu treiben, überträgt er auf Fremde und zwickt ihnen genauso in die Fesseln, was viele erschreckt, weil sie sich gebissen und dem Verbluten nahe fühlen, doch ein echter Bläss macht höchstens ein paar Löcher in die Socken. Souvenirs können auch mal gratis sein. Das einzige Gegenmittel ist, sich umzudrehen, rückwärtszugehen und ihn mit Fantasiewörtern laut auszuschimpfen. Eben: kuhgemässes Verhalten.

Unser Bläss hat erst einmal unser ruhiges Dasein umgekrempelt. Nach einem zweistündigen Regenerationsschlaf auf der weissen Couch, den er schnarchend genoss, weil er zum ersten Mal im Leben ausser Gefahr war, von Kühen getreten oder verschissen zu

werden, sprang er übergangslos auf den Boden und begann sein ewiges Bodybuilding: zwanzig Mal im grossen Kreis um den Tisch, auf die Couch, runter von der Couch, erst flogen die Kissen umher, dann die Stühle, später zerbrach die Bodenvase, und als der Fernseher anfing zu wanken, beschlossen wir, Bläss einzufangen. Es blieb bei dem Beschluss. Er hörte erst auf, als er seine Fressschüssel entdeckte, sie in einem Zug leer frass und neu gestärkt seine Runden drehte. Ich hatte mittlerweile hastig im Internet nachgeschaut, wie man einen Appenzeller Bläss zur Ruhe bringt, doch diese Eingaben waren wahrscheinlich mangels Rest-Energien der neuen Besitzer nirgends zu finden, ein seltener Mangel bei Google und Wikipedia.

Erste Gedanken kamen auf, die falsche Rasse aus falschem Anpassungswillen gekauft zu haben, und plötzlich schien uns ein deutscher Schäferhund die genetisch bessere Variante. Instinktiv versuchte ich es mit einem Stück Cheminée-Holz, das unter dem Kamin lagerte, und ich hatte Erfolg! Er jagte diesem toten Stück Materie hinterher, als wäre es ein Reh und Wildschwein gleichzeitig, fing es akrobatisch auf, warf es in die Luft - und nach tausend "komm, bring!" geschah das Wunder. Er brachte das Holz zu mir, legte es vor meine Füsse und wartete gespannt und ungeduldig, bis ich es möglichst weit warf. So verbrachten wir die ersten Stunden mit ihm höchstaktiv

wie selten. Plötzlich beschloss er müde zu sein, pinkelte an den Türrahmen, sprang auf die Couch und schlief zehn Stunden nonstop. Wahrscheinlich war dies die Zeit, in der der Stall geschlossen war.

Mehrere Fachbücher beschrieben den Bläss als typischen Schweizer Hund. Erst allem Fremden aggressiv gegenüberstehen und zur Not auch wehtun, dann eine hohe Portion Liebe und Zutrauen einfordern und aber erst dann! - ein ganzes Leben lang bedingungslos zu einem stehen und untertänigst seinem Herrn gehorchen. Ich erkannte darin den Schlüssel zum blinden Gehorsam der päpstlichen Schweizer Garde, den vielen Schweizer Söldnern im Laufe der Geschichte und mein Verhältnis zu den wenigen guten Schweizer Freunden.

Unseren Bläss nannten wir nach seinen ersten Bewegungsdemonstrationen "Pingpong". Er hatte seine Lebensaufgaben schon am ersten Tag gefunden: Stöcke apportieren und auf dem Sofa schlafen.

Seinen Erinnerungs-Geruch ans Appenzeller Land legte er erst nach drei Monaten ab (die alte Couch wollte man selbst im Brockenhaus nicht nehmen), wenn er Kühe sah, geriet er in Panik, ihn zu erziehen, ging zügig bei erwarteter Konsequenz, er lernte von sich aus, mindestens fünfzig Wörter zu verstehen und übernahm dank seiner Intelligenz im Laufe der Jahre all das, was man dem liebenswerten Volk der

Appenzeller nachsagt: Er wurde immer anhänglicher, holte sich alle Nähe und blieb bei allen Dingen, die er nicht wollte, stur.

Der Kauf hatte noch ein kleines Nachspiel. Ein paar Tage danach rief "die da" an und wollte mit herrischer Stimme wissen, ob ich für "ihren Blässli" wirklich nur fünfzig Franken bezahlt habe. Ich schaute Pingpong in die Augen, lächelte und log hemmungslos: "Für einen Baschtard ist das sehr viel."



Der Humor des Schweizers

Bei meinen Aufenthalten in englisch- und französischsprachigen Ländern versuchte ich stets, mit humorvollen Bemerkungen schnelleren Kontakt zu Einheimischen zu finden. Fast immer gelang das auch. Doch in der Schweiz spürte ich irgendwie schon bei den ersten Kontakten, dass jede Kommunikation extrem seriös und ohne alle Zwischentöne abläuft. Ich nahm mir zwar vor, mich rein emotional deutlich zurückzuhalten, nur wenn einem der Schalk im Nacken sitzt, geht das nicht einfach so. Schon sehr bald kam ich mit dem Schweizer "Humor" in Kontakt. In einem Restaurant sass ein unauffälliger, älterer Herr genau in Sichtweite, trank zwei Schoppen Tiroler Leiten, den günstigen Rentnerwein, wie ich viel später feststellen konnte, nahm sein Portemonnaie aus der Hosentasche und rief laut mit sich leicht überschlagender Stimme in die Wand vor ihm: "Frollein, zalle!!!"

Nichts geschah.

Zwei Minuten später dieselbe Szene. Aus dem Nebenraum rief die Kellnerin freundlich lächelnd "Sofort, ich chumme, Hans-Ruedi!" (Achtung: u und e sind getrennt zu sprechen!)

Sie lächelte immer noch, als sie an seinem Tisch ankam, höflich abkassierte und Hans-Ruedi freundlichst eine gute Nacht wünschte. Ich deutete das nicht gerade als Humor, sondern eher als spezielles soziales Verhalten gegenüber Senioren, die vielleicht nicht mehr ganz klar waren.

Da ich Sitten und Gebräuche meines neuen Gastlands lernen wollte, imitierte ich das Gesehene, und da ich sicher gehen und alles richtig machen wollte, hatte ich diese neue Ausdrucksweise mehrmals in Gedanken trainiert. Es fiel mir schwer, nicht das weitaus höflichere deutsche "Frollein, bitte zahlen!" zu benutzen, aber wahrscheinlich hätte ich mich damit gleich als Deutscher zu erkennen gegeben. Ich nahm also meinen ganzen Mut zusammen und scheiterte kläglich mit meinem ersten Versuch im Schwyzerdütschen: "Frollein, zalle!", nicht ganz so laut gerufen, verpuffte beim ersten Versuch wie bei Hans-Ruedi, beim zweiten allerdings ebenfalls. Nur ein Ehepaar drehte sich um, sah mich strafend an und schüttelte den Kopf. Die Bedienung kam mit finsterer Miene.

"Sie würden gerne zahlen?" "Ja gerne, zalle bitte!"

Sie kämpfte sichtlich um den nächsten Satz und brachte ihn dann doch in ihrem besten Hochdeutsch. "Wissen Sie, das, was Sie jetzt gesagt haben, dürfen nur die Einheimischen, machen Sie sich erst einmal beliebt!" Das sass.

Lektion eins: "Wenn du nicht in der Lage bist, den Sound des Gesprochenen perfektestens zu garantieren, dann lass es besser!"

Der nächste Zweifel am Schweizer Humor ereilte mich im Winter. Beim Schneeschaufeln rief mir der Nachbar fröhlich zu: "Merci, Sie können gleich bei uns weitermachen!" und lachte laut, bis er in der Haustür verschwunden war. Ich war ein wenig verblüfft: Sollte das nun Spass gewesen sein? Ich wollte es wissen und begann bei ihm Schnee zu schaufeln. Keine drei Meter auf seinem Grundstück angekommen, riss er das Fenster auf und stellte in der Lautstärke von "Zalle!" fest, dass er wohl noch selbst in der Lage sei, auf seinem Hoheitsgebiet für Sauberkeit zu sorgen. Na dann!

Lektion zwei: "Versuche nie, den Schweizer zum Humor zu verleiten, nur er allein weiss, wann gelacht werden darf!"

Das nächste Erlebnis in Sachen Humor hatte ich im "Rössli", dem Schweizer Inbegriff einer Dorfbeiz, mit Menschen, die zwar Zeit, dafür aber wenig Geld haben; hier ist am ehesten die Seele des Volkes zu Hause, vermutete ich. Der bereits zitierte Hans-Ruedi sass mit Heiri am Stammtisch. Beide debattierten laut über die Regierung, die Preise, den Gemeindepräsidenten, und waren mit allem natürlich

extrem unzufrieden. Dann die Ewigkeitsfrage an Schweizer Stammtischen: "EU - ja oder nein?" Die Diskussion wurde, wie immer, wenn es wichtig scheint, in der Lautstärke des Schweizer Bezahlenwollens geführt:

"EU?" - "Moll!" - "Nei!" - Moll!" - "Nei! - "Momoll" - "Nei, niemols!" - "Moll!" - "Nei!" - "Momoll!" - "Nei!"

Dann Stille.

In Bayern wären jetzt die Bierkrüge geflogen, doch nichts dergleichen: Die beiden lachten laut, klopften sich auf die Schulter und beendeten diese entscheidende Basisdiskussion um die Zukunft der Schweiz mit einem herzhaften "Proscht!"

Lektion drei: "Humor ist in der Schweiz kein Mittel, um sich über andere lustig zu machen. Am Schluss lacht man gemeinsam über sich selbst."

Meine weitere Suche nach Humor in der Schweiz brachte indessen keine weiteren Erkenntnisse und bald danach schrieb ich den folgenden kurzen Text für ein Satiremagazin, ohne mir über die heftigen Folgen im Klaren zu sein:

Der Humor des Schweizers wird tagsüber wie ein Kanarienvogel vors Fenster gehängt und nachts mit einem Tuch zugedeckt. Schon am Tag des Erscheinens wurde ich mit etlichen Mails bombardiert, was mir denn einfiele! Die Schweiz sei schliesslich eines der humorigsten Länder überhaupt, jeder Schweizer hätte eine natürliche, lustige Ader, die man vielleicht nicht sofort erkennen könne, denn der Schweizer präsentiere sie eben nicht so laut und aufdringlich wie der Deutsche.

Lektion vier: "Es ist ausdrücklich nicht erwünscht, dass Ausländer interne Befindlichkeiten bewerten."

Aus Genf erreichte mich dann sogar noch die Erkenntnis, dass man in diesem Land ohne Humor überhaupt nicht existieren könne.

Also recherchierte ich weiter im "Rössli" und fragte gezielt nach Witzen. Die Überraschung war gross. Jeder kannte unzählige. Ich liess mir viele erzählen und stellte immer wieder fest, dass ich einen Teil sogar bereits aus Deutschland kannte. Das mag daran liegen, dass die Schweizer ebenso gern über Österreicher lachen wie die Deutschen. Den besten Witz über sie habe ich aufgeschrieben:

"Was ist weiss und flitzt von Busch zu Busch? - Ein österreichischer Arzt bei der Zeckenschutzimpfung." Also hatten sie doch Humor! Ich begann zu hoffen und formulierte:

Lektion fünf: "Schweizer und Deutsche sind sich sehr ähnlich, wenn es um eher rustikale und einfache Witze geht."

Die weitere Suche war denn auch wenig erfolgreich. Auf Volksbühnen ist der Humor nett und brav, Schweizer Kabarettisten sind artig und entschuldigen sich umgehend für harsche Worte, Comedy ist deutsch oder von dort kopiert.

Sehr viel mehr gibt es hierzulande nicht. Ich bleibe dabei, auch wenn man mich dafür wieder mit Schimpf überzieht: Der Schweizer Humor ist ein Kanarienvogel (siehe oben).

Die Sache mit meinem peinlichen sprachlichen Einstieg hat sich übrigens richtig schön geregelt. Mittlerweile bin ich der Einzige, der laut im "Rössli" "Frollein, zalle!" rufen darf.

Selbst wenn Vroni direkt neben mir steht, freut sie sich, erzählt gern jedem, der es nicht weiss, die Peinlichkeit von damals und ergänzt immer wehmütig: "Nun ist das Frollein auch schon über sechzig."



EMIL* Steinberger (CH), Kabarettist und Autor: "Das Buch ist sehr interessant und auch aufmüpfig. Ein Spiegelbuch für uns Schweizer, das uns auch unruhig machen kann."

Laura Dietrich (D), "... Nie hatte ich viel über die Schweizer und vor allem den Unterschied zu Deutschen nachgedacht, bis ich dieses Jahr einen Schweizer kennen lernte, der mir irgendwann gestand, er fände mich so forsch und offen – typisch deutsch eben. Aha. Und wie sind dann die Schweizer im Gegensatz dazu?

Dieses Buch klärt das und vieles Weitere und ist dabei so launig geschrieben, dass ich es in einem Rutsch durchgelesen habe. Amüsante Episoden, wie das eigenwillige Einbürgerungsprozedere der Schweizer, wechseln sich ab mit spannenden und erstaunenden Kapiteln.

Als Lehrer und Unternehmensberater kann der Autor dabei hinter die verschiedensten Kulissen blicken. Das ergibt ein rundes Bild dieses vielfältigen Landes und manche Spitze gegen eine Schweizer Eigenart wird fairerweise mit einer ebensolchen gegen deutsche Untugenden vergolten – man merkt dem Autor seine Liebe zu seiner selbst gewählten Heimat dabei wirklich an.







Abendfrieden am Bodensee



drei Seniorinnen verstorben oder ermordet?

Felix Künzlis 2.Triumph

Pingpong-Verlag





"Eins - zwei - drei - vier - aua, die Bettkante! - fünf - sechs - sieben - acht - und ein halber Schritt.

So sieht also die Zukunft aus. Die Einrichtung könnte von Ikea sein, das Bett riesig, auf Rollen, verdammt hoch zum Hineinlegen. Und was ist das da oben für ein Galgen? Damit sollen sich wohl bettlägerige Alte hochhieven? Das brauche ich nicht! Ich komme noch mehr oder weniger zügig von jedem Stuhl hoch, und von der schmalen Bierfestbank im 'Dubrovnik-Garten' schwinge ich mich wie ein Achtzehnjähriger auf – zumindest nach vier Bier."

"Der Galgen muss weg!"

Felix Küenzli kletterte mühsam auf das Bett, die dicken Bettunterlagen stellten sein Gleichgewicht auf eine harte Probe. Er schwankte hin und her, hatte Mühe, gerade zu stehen und krallte sich mit der rechten Hand in dem dreieckigen Galgen fest. Er zog und zerrte daran. Ohne Erfolg.

"Der hält. Daran könnte man sich aufhängen, sozusagen als letzte schnelle Lösung und ohne Medikamente. Das merke ich mir, wenn es so weit ist."

"Oh la la, mon cher! Bei uns sagt man, dass es schönes Wetter gibt, wenn die Affen steigen. Du, als guterzogener Schwabe mit neuen Wurzeln in der sauberen Schweiz, stehst mit dreckigen Schuhen auf einem weiss bezogenen Bett. Was spinnst du da oben zusammen, mon ami?"

"Wenn du ein Schwabe wärst und jemanden in einer solchen Notsituation sehen würdest, dann wäre dein Helfersyndrom auf Alarmstufe rot und du würdest, ohne zu fragen, mit einem Satz zu ihm hochspringen. Lange Rede, dummer Sinn: Mach den Galgen ab!"

Jean-Loup hatte begriffen, verzichtete auf weitere Erziehungsmassnahmen und stieg ebenfalls in Schuhen auf das Bett, was ein weiteres heftiges Schaukeln bewirkte. Sie hielten sich mühsam aneinander fest.

"So sind wir damals nach deiner 1. August-Rede nach Hause gewankt. Weisst du noch, dass wir freien Zugriff auf einen ganzen Harass "Malanser Beerli" hatten, etwas herb, aber sehr süffig?"

"Und ob. Als Welschschweizer bin ich Gekeltertes gewohnt, ohne Hefe und weiss der Teufel welche Chemie da drin ist. Ich hatte noch nie so heftiges Kopfweh."

"Nicht quatschen! Ziehen!"

Schweizer Qualität kann man nicht einfach so abreissen.

Der Galgen hielt stand.

«Eins und zwei und drei und vier ..."

Sie zählten wie bei einem Kinderreim jeden Zug laut mit und kamen bis neunzehn, dann knallte es an der Decke, sie donnerten zusammen aufs Bett und lachten vor Vergnügen wie kleine Buben, denen ein Streich gelungen war.

"Oh la la! Das gibt Probleme. Wir haben nicht den Galgen runtergezerrt, sondern die ganze Metall-Stellage mit medizinischen Hilfsgeräten daran abgerissen. Wie sagen wir es der Heimleitung?"

Jean-Loup wickelte geschickt alle Einzelteile ineinander, zog sie nach oben und bastelte sie mit Kabeln und Schläuchen so zusammen, dass man erst bei genauem Hinschauen sehen konnte, was defekt war. Den Galgen hängte er ganz oben dazu.

"So, jetzt hat jeder das Seine: Du musst dich nicht mehr über das Ding ärgern und wir sind aus dem Schneider."

"Merci, dazu hätte ich nicht die Kraft gehabt."

"Du bist auch acht Jahre älter, der körperliche Abbau geht schneller als man denkt. Der Mensch braucht Bewegung bis ins hohe Alter, nur dann kann er seine Muskelkraft erhalten. Du gehst doch nur noch die Wege zur Migros, zur Metzgerei und manchmal zum Denner. Schaffst du überhaupt noch zwei Treppen ohne Probleme?"

"Hm, ich glaube nicht."

"Also, dann kümmere dich um deine private Vorsorge: Je mehr du deinen Hintern bewegst, umso später landest du hier und brauchst den Galgen, um aus dem Bett zu kommen."

Die Gardinenpredigt hatte gewirkt. Felix Küenzli war nicht der Typ, der sich mehr als nötig bewegte; jeder Lift wurde benutzt, er suchte jede Abkürzung vor und in den Geschäften und schnelles Gehen war ihm fremd.

"Ich werde mich bessern."

Beide wussten, dass es bei diesem Versprechen bleiben würde.

"Wir sollten einen Plan entwickeln. Wir sind einfach so in diesen Auftrag hineingeschlittert, vielleicht naiv und voller Abenteuerlust auf hohem Niveau. Irgendwann werden wir wohl der Polizei Rechenschaft ablegen müssen, und dazu gibt es nur eine Lösung: ein Protokoll führen!"

Jean-Loup nickte und ahnte das Problem, das folgen würde:

"Mein Deutsch ist viel zu schlecht. Sprechen okay, schreiben Katastrophe."

"Jaja, Ich habe schon verstanden. Ich habe früher ja nix anderes gemacht als bürokratische Vorgänge zu schreiben. Okay, ich übernehme das und du findest den Mörder!

"Ach, schau mal aus dem Fenster, unser Problem ist schon gelöst: "Der Mörder ist immer der Gärtner", ein geniales Lied von Reinhard Mey, grosse Chansonkunst, mindestens genauso gut wie eure französischen …"

"Schau mal, was der macht!"

"Ist ihm schwindlig?"

"Nö, dem geht's gut, er macht religiöse Gymnastik."

"So was machen wir an unserer schwäbischen Fasnacht und singen dazu: 'Nach vorne, nach hinten, nach links und nach rechts.'"

"Wenn er das gehört hätte, würdest du nicht mehr lange leben. Du bist ein Rassist und hast null Toleranz. Er ist Muslim und betet zu Allah. Das sollte man als gebildeter Mensch wissen."

"In Stuttgart gab es das nicht."

"Saudumme Ausrede."

"Und was macht er jetzt?"

"Er arbeitet übergangslos weiter und schneidet vertrocknete Triebe ab. Nach diesem heissen Sommer kein Wunder, dass es so viele sind."

"Sind solche Pausen zum Beten im Schweizer Arbeitsgesetz erlaubt?"

"Mein Gott, was stellst du für dumme Fragen! Er hat uns beiden etwas voraus, er glaubt an einen Gott, der ihm viel bedeutet und an dessen Gebote er sich hält. Zum Beispiel, keinen Alkohol zu trinken."

Felix Küenzli nahm sein uraltes Laptop aus dem Koffer und startete es auf. Nach einigem Warten schrieb er in Grossbuchstaben und murmelte die langsam geschriebenen Wörter:

PROTOKOLL DER SUCHE NACH DEM ODER DEN MÖRDERN VON DREI SENIORINNEN IM ALTERSZENTRUM "ABENDFRIEDEN"

"Okay so?"

"Bestens."

"Du diktierst, ich notiere."

"Du diktierst und schreibst, ich kontrolliere."

"Du diktierst, weil du besser im Reden bist und über den Tellerrand hinausgucken kannst."

"Stimmt."

"Also bitte, los geht's!"

"Du gibst die Themen vor, dann denke ich."

"Jetzt muss ich denken, wo wir anfangen."

"Natürlich am Anfang ..."

"... da waren die Morde, wir sind viel später gekommen."

"Aha."

"Ich schlage vor: Vorgeschichte."

"Das ist es."

Am 30. Mai dieses Jahres wurde die letzte der drei Seniorinnen ermordet.

Wolf Buchinger



Wer von den Pinguinen dort unten ist der Bräutigam? Alle in Schwarz, fast wie bei einer Beerdigung, alle in weißen Hemden; die Masse wirkt dadurch dunkelschwarz, eine Eisscholle am Südpol, watschel-watschel, nick-nick, watschel-watschel, die Pinguine beim Aperitif, Kaviarschnittchen, Lachsbrötchen, Bündnerfleisch und Sekt – nein, richtiger, echter Champagner, gelbes Etikett, Veuve-Cliquot; wow, das sind Edelpinguine; ich werde vornehm aussehen müssen, also raus mit dem Schmuckanhänger; steckt immer in der Innentasche des weinroten Jacketts; über den Kopf, Blick in die Fensterscheibe. Sitzt richtig? Gut!

Wer ist der Bräutigam? Alle haben dasselbe Miniblumensträußchen am Revers, wahrscheinlich Orchideen; haben es alle in Weiß? Ja. Also sind alle Bräutigam...e oder Bräutigämer oder wie heißt der Plural? Komisch, bei den Frauen weiß man ihn sofort: die Braut – die Bräute; Sexismus im Kleinen. Ich sehe nur Männer; wo sind die weiblichen Pinguine; schon wieder ein grammatikalisches Problem: der Pinguin – die Pinguinin – die Pingu..., Pingu..., geht nicht. Auch sie werden schwarz-weiß sein; vielleicht mit Hüten wie beim englischen Königshaus, sicher mit bunten Seidenhalstüchern und teuren Stöckelschuhen, in denen sie nicht normal laufen können und beim Langsamgehen so aussehen wie Pingu-i-ne auf der Flucht. Wieder versteckter Sexismus.

Das sind alles hyperwichtige Männer da unten; sie haben extrem wichtige Themen, die sie besprechen; schade, dass dieses Fenster nicht zu öffnen ist, Klimaanlage, Zeichen des Fortschritts; dabei ist die Landschaft hier so sauber. Sie haben ein Einheitslächeln, nicht wie unsereiner. Lippen nach hinten, dass die Backen dicker werden und man einen Teil der Zähne zeigt; sie haben eine abgespeckte Variante, wahrscheinlich, weil sie ständig am Lächeln sind: sie spannen nur leicht die Lippen, der Mund bleibt geschlossen, manchmal bewegen sie nur den linken oder rechten Teil; wenn sie nicht reden, lächeln sie, vielleicht sollte man ein neues Verb dafür erfinden: geschäftslächeln, partylächeln, pflichtlächeln; sie tun es zu jeder passenden und unpassenden Gelegenheit: »Es tut mir leid, der Markt hat sich verändert, wir müssen Sie entlassen.« – »Sie ist schon mit einundachtzig Jahren dahingegangen.« Es wird wahrscheinlich auch das Letzte sein, was sie mit ihrem letzten Atemzug noch bewerkstelligen werden, damit sie eine schöne Leiche abgeben.

Schade, dass man sie von hier oben nicht hören kann; es scheint nicht nur wichtig, was sie sagen, es muss unglaublich bedeutend sein, selbst die Hand mit dem Champagnerglas bewegt sich heftig, die andere ist ständig als Faust geballt; mit dem Zeigefinger jemandem auf die Brust zielen,

Victoryzeichen oder Daumen nach oben werfen, mehrmals in sich drehen, sich selbst den Bauch streicheln, den Arm des Nachbarn festhalten und ohne Hemmungen sich selbst kurz in und an die Nase greifen, um das Ergatterte nicht nur symbolisch an der Hose abzustreifen.

Ich habe noch viel Zeit, ich zähle durch; Viehzählung: 14, 18, 24, 31, 39, so viele, plus die drei, die auf der Parkbank sitzen; mit den Frauen und Kindern werden es 100 Leute sein, eine große Hochzeit, eine teure Hochzeit, fast wie im Süden.

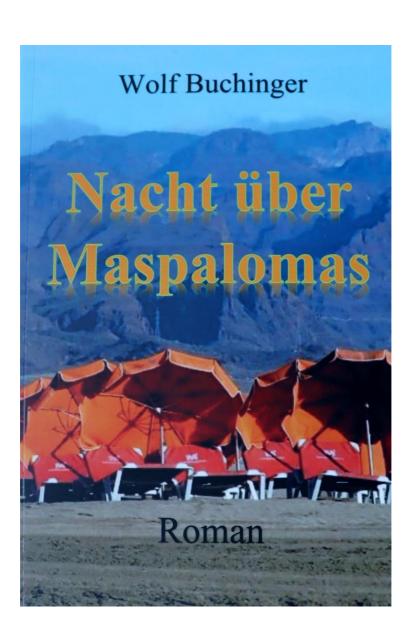
Aah, das erste weibliche Wesen im Kreise der männlichen Pinguine; eine Bedienung, richtig gesagt »Serviererin«. »Wesen« ist die richtige Bezeichnung, sie sieht aus wie eine Frau, sie ist eine Frau, sie bringt aber nichts Frauliches für mich rüber. Obwohl höchstens 22, kommt sie grau, gebeugt, lustlos daher, schlurfend tut sie so, als würde sie die Platte mit Appetithäppchen gerne anbieten; sie schaut nie jemanden an, lächelt nie, ihre Aufgabe ist ein ihr leidiger Job; sie demonstriert es eindrücklich, ein Graureiher inmitten der Kälte des Südpols. Privat wird sie wie viele ihrer Altersgenossinnen total egoistisch sein: ich will - ich will - ich will! Ich! Ausländerinnen haben da mehr Charme und Arbeitsfreude, doch in diesem vornehmen Schuppen achtet man auf die richtige, akzentfreie Sprache, selbst Personal aus Sachsen wirkt hier schon fremd; im Geldadel erwartet man klare, saubere und reaktionäre Lösungen. Die Edelhäppehen sind jetzt alle gegessen. Sie bringt wie in alten Zeiten Salzstangen und kleine Brezeln; Notreserve, wird alles aufgepickt, als hieße der Auftrag »nippen, essen, zugreifen, essen«, automatisierte Vorgänge ohne einen Hauch von kritischem Denken, denn heute ist Hochzeit und Hoch-Zeit für Gaumen und Magen, wahrscheinlich stammt die Haltung noch aus menschlichen Urzeiten und ist genetisch verankert.

Wenn nicht bald etwas passiert, sind auch die Salzstangen weg, noch eine einzige Flasche Champagner steht im Eiskühler; vielleicht gibt es bald schnell aufgebackene Knoblauch-Baguettes. Ein Servierwagen rollt herein, geschoben von zwei Jungköchen; mit oder ohne Baguettes? Falsch eingeschätzt, man lässt sich hier nicht lumpen: es sind nochmals Lachsund Kaviar-Teilchen, hundert, nein, über zweihundert Stück; geteilt durch vierzig macht nochmals fünf Stück pro Mann. Kein Problem, die ersten nehmen sich jeder ein paar davon, noch bevor die Platten vom Wagen weggehoben werden. Hunger in der High-Society? Essen aus Langeweile? Oder halten sie sich nur auf Abstand voneinander, mit Glas und Essen in den Händen? Ihre Füße sprechen Bände: viele scharren ständig, bis sie den Kies unter den Schuhen weggetreten haben und auf der blanken Erde angekommen sind; sie wechseln dann wenige Zentimeter daneben, um

dort wieder das gleiche Spiel zu beginnen. Da viele dasselbe tun, werden ständig Lücken im Kies geschaffen und wieder zugeschüttet.

Und ich werde seit zwanzig Minuten bezahlt. Toller Job, hinter einem Fenster zu stehen und warten. Warten auf ein Einsatzkommando, das in einer Minute oder in einer Stunde kommen kann, hier vielleicht noch später. Warten auf den Einlass, die Reden, die Suppe, warten auf die erste, die zweite Vorspeise, Reden, Geschenke, warten auf den Hauptgang, den Brautwalzer, das Dessert, den Kaffee, die Schnäpse, warten auf die Ersten, die gehen und hoffen, dass bald darauf alle müde sind und nach Hause wollen. Von sechs Stunden Präsenzzeit bis zu fünf Stunden warten und rumhängen. Immer der selbe Ablauf, immer die selben Erwartungen, immer das selbe Schema. Hochzeit als Normveranstaltung, austauschbar, risikoarm. Die Gesellschaft hat sich offensichtlich diese Form in Jahrzehnten geschaffen, um ja keine Organisationsfehlschläge zu produzieren. Was gäbe es Imageprobleme bei einer nur teilweise misslungenen Veranstaltung! Das Brautpaar würde ein Leben lang leiden, die Eltern würden bemitleidet, die Familienehren wären beschädigt. Also macht man es immer sehr ähnlich; diese Form hat auch den Vorteil, dass man höhere Investitionen in das Fest schnell erkennen kann. Wer Sekt offeriert, bietet Normales; wer Champagner anbietet, hat schon einen Pluspunkt, und wer Markenchampagner serviert, gehört, zumindest was die Auslagen betrifft, zur High-Society. Ähnlich sind die Abstufungen im Menü: Gemüsesuppe oder Schildkröten-Consommé, geräucherte Forelle oder Saumon froid à l'aneth du pays, Putenschnitzel oder Aiguelettes de canard au vinaigre de framboise avec ses légumes automnales und Himbeerpudding oder Flan de mûres sauvages à la crème friandise. Je weiter der Weißwein transportiert ist, um so ehrenvoller ist er für die Hochzeiter: Mosel, Rhein und Elsass sind out; der Weiße kommt aus Chile oder Australien. Der Rote darf aus dem Bordeaux oder der Bourgogne kommen; hier wird die Qualität am Namen und dem Alter gemessen: ein Premier Grand Cru macht etwas her im Gegensatz zu einfachen Schlossabfüllungen; fünf Jahre alte Crus sind für mittlere Kader-Hochzeiten; zwanzig Jahre alte genügen gerade noch für Direktoren. Das Mineralwasser muss in blauen Flaschen serviert werden, Kunststoffflaschen wären proletarisch; der Cognac und der Whisky sind am besten »hors d'âge«, dann hat man noch Jahre später positive Erinnerungen an das »einmalig gelungene Fest« und »seitdem einen solch famosen Tropfen nicht mehr getrunken«. »Ihr solltet öfters heiraten - gut der Scherz, was?«

Mangels Scripts aus dem Buch kopiert



"Happy birthday to you!" Er hatte Tränen in den Augen und hätte am liebsten laut losgeheult, doch "Männer weinen nicht" und die vielen Menschen hier oben bewirkten, dass er nur dezent sein Taschentuch aus der Hosentasche holte, sich wegdrehte und blitzschnell das linke Auge trocknete, denn seine Frau hatte ihn beobachtet - und Emotionen zuzugeben, war nicht seine Stärke. Das rechte blieb jedoch feucht. Sie reichte ihm ein Papiertaschentuch, bewusst ohne ein Wort zu sagen, denn nach vierzig Ehejahren wusste sie, wie er reagiert hätte und damit die besondere Stimmung getrübt hätte.

"Danke."

Mehr schaffte er nicht zu sagen, denn seine Gefühlwelt war sehr labil.

"Du darfst ruhig heulen, ich drehe mich auch weg!"

Er wusste, dass seine Frau ihm jetzt keine Schwäche vorwerfen würde, denn sie wünschte sich schon lange, dass er seine Emotionen zeigen könnte.

"Bitte noch eins!"

Sie gab ihm gleich drei Taschentücher, er benutzte sie alle.

"Schau mal, die zelten hier!" Dies war ein Versuch, ihn mit einer banalen Beobachtung zurück in die Spur zu bringen. Das Ablenkungsmanöver gelang: "Das sind ja zehn, zwanzig und mehr Zelte, hier oben ist das ungewöhnlich."

"Die haben vielleicht wieder einen ihrer vielen Feiertage, den sie hier oben feiern - die Beschneidung von Jesus oder so."

Sie setzten sich auf einen Felsvorsprung und beobachteten schweigend, wie überall gewerkelt wurde. Übervolle riesige Mercadona- und Lidl -Plastiktaschen wurden angeschleppt, auffallend die Zehnliter-Wasserbehälter, die sie von zuhause nicht kannten.

"Damals waren wir hier ganz allein. Komm, wir machen noch das Erinnerungsfoto genau an derselben Stelle und fahren dann sofort zurück, hier wird es mir langsam zu eng."

"Noch etwas nach rechts, ja, genau wie damals - und bitte mit demselben verlegenen Lächeln!"

Sie erinnerten sich noch genau, wie sie das Stativ mühsam auf dem unregelmässigen Boden aufgestellt hatten, heute ging das alles ratzfatz, und dank dem Weitwinkelobjektiv war der ganze Roque Nublo auf dem Selfie abgelichtet.

Jetzt war das Versprechen eingelöst, erst nach der Pensionierung wieder nach Gran Canaria zurückzukommen, denn 'Sehnsucht macht eine Reise viel wertvoller'. Geblieben ist in den langen Jahren in glücklichen Stunden, wenn sie seinen Penis hochlobte, ihr Vergleich mit dem Roque Nublo wegen der entsprechenden Form. Der Folgesatz war dann stets: "Es ist ja bald soweit!"

Dies waren über viele Jahre Worthülsen, denn dieses "bald" wurde in Jahrzehnten gemessen. Viel zu schnell konnten sie einstellige Zahlen angeben und am Schluss waren es gar nur Monate. 'Die Zeit rast - verdammt noch mal!'

Der grosse Parkplatz war nun übervoll, drei Autofahrer bedrängten sie beim Herausfahren und beschimpften sich gegenseitig.

"Gut, dass wir so wenig spanisch verstehen! Ich habe nur 'subito' verstanden. Ist das nicht italienisch?"

Die Blechlawine, die ihnen entgegenkam, schien endlos zu sein, sie waren die einzigen, die nach unten fuhren.

"Vielleicht ist da oben ein Popkonzert oder es gibt etwas gratis?"

"Das kann uns ja egal sein, Hauptsache, wir haben freie Fahrt. In einem Kilometer bitte nicht nach links fahren, sondern nach rechts ins Einkaufszentrum von Meloneras!"

"Verstehe ich nicht, wir haben doch heute Morgen alles eingekauft.""Es fehlt noch das, was wir danach immer kaufen." "Verstehe ich auch nicht, aber ist eine gute Idee. Dann gehen wir heute wieder zum Schnitzelkönig, damit du nicht kochen musst."

"Du musst ja nicht jedes Mal drei grosse Bier trinken und ein Rumpsteak von vierhundert Gramm! Auch im Urlaub sollte man an seine Gesundheit denken." "Danke für den Tipp, ich beuge lieber für die Zukunft vor, man weiss ja nie, wann schlechte Zeiten kommen."

Solche Larifari-Einstellungen zum Leben hatten sie immer schon aufgeregt, sie sagte aber nichts mehr, weil er dann noch mehr solcher Dummheiten als Entschuldigung bringen würde. Logik in der Ernährung war nicht sein Fall. Sie verkniff sich auch ihr letztes Argument "Stell dich mal wieder auf die Waage!", sie kannte seine saudoofe Antwort: "Hier kann man günstig neue Gürtel kaufen".

"War es damals auch so heiss?"

Er zeigte auf das Aussenthermometer.

"Toll, wie in den Tropen! 36,4 Grad. Schön, deswegen sind wir ja hier, da schmeckt das Königsbacher noch besser!"

"Damals gab es keinen Smog wie heute, für eine Stadt am Meer ist das peinlich."

"Schau! 37,2 Grad!"

"Auf solche Rekorde kann ich verzichten, zehn Grad weniger wären mir lieber."

Sie fuhren schweigend weiter und beobachteten das Thermometer, das bald die 38 Grad erreicht hatte.

Die Sicht wurde schnell immer schlechter.

"Nix ,ewige Sonne", wie es im Werbeprospekt heisst, das ist eine typische Übertreibung der Spanier, bei uns wäre das nicht möglich."

"Verdammt! Am dritten Urlaubstag schon dieser Reinfall. Man kann sich nicht einmal beschweren, das nutzt hier gar nichts."

Die Strassenbeleuchtung ging flackernd an.

"Na, dann gute Nacht! Erst halb fünf, das kann ja heiter werden. Ich habe das Recht, jeden Abend beim Sonnenuntergang am Meer zu sitzen und ungestört den Beginn der Dunkelheit zu bewundern! Deswegen sind wir hier. Bei uns zuhause verschwindet die Sonne um die vier Uhr herum hinter den Hochhäusern."

Meloneras war menschenleer. Niemand war auf den Strassen und den Trottoirs, überall freie Parkplätze, selbst vor dem Haupteingang zum Einkaufszentrum konnten sie problemlos ihr Auto abstellen.

"Hier dürfen sonst nur die ganz Reichen parken!" "Komm hierher, sofort!"

Diese autoritäre Tonart versprach nichts Gutes:

"Schau her, lies laut vor!"

"Also doch, es ist ein Fest! Hier steht es: "Wegen Calima bis auf weiteres geschlossen." Na, wenigstens auch auf Deutsch."





AUCH LIEBE

Ich küsse deinen Hals, schaue dir in die Augen, kitzle und streichle dich überall. Hoffentlich bleibst du noch lange ein Hundebaby!

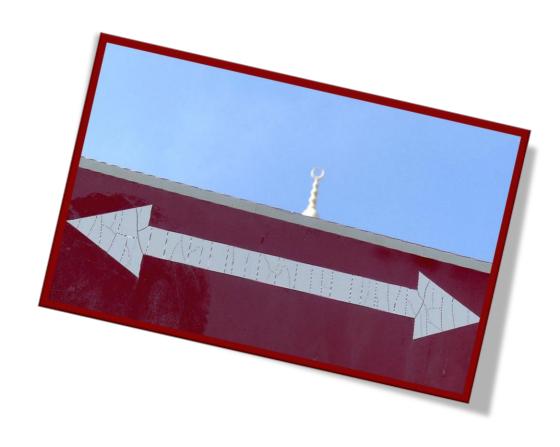


Rentner-Zukunft

Wie viele Generationen können noch 100 werden und so ausschweifend leben wie heute?



«Mit Allah hat es nicht geklappt, mit Jesus auch nicht. Kannst du mir eine Religion nennen, mit der man schnell reich wird?»



Zu nahe Nähe

Augen, Nase, Lippen: eine Traumfrau.

Ihr Atem: nikotingällende Schweinegülle.



Und dann gibt's ja auch noch das:

Sachbücher

Wolf Buchinger

Tipps und Wege für einen glücklichen Lenz voller Leben

PUSITER INSALTER

Ihr Ruhestandsplaner



Mein Führerschein ins Alter

Ich habe das ganze Buch

»Positiv ins Alter«

gewissenhaft gelesen und von 35 Antwortmöglichkeiten mehr als 30 richtige ausgewählt. Ich werde mich an die Tipps halten und gut vorbereitet und positiv eingestellt durch meine dritte Lebenshälfte navigieren.



Ort, Datum

Unterschrift

Dieses Dokument bitte unaufgefordert dem Hausarzt, Partnern, Freunden und Bekannten* vorlegen!

* Die Wirkung auf den Sensenmann wird derzeit noch erprobt

Ein paar Worte zur Einstimmung

Etwa seit drei Millionen Jahren gibt es Menschen auf der Erde. Die meiste Zeit war ihr Leben im Vergleich zu heute sehr beschwerlich: Hunger, Kälte, Krankheit, Armut, Kriege. Auf eine kurze Kindheit folgte oft ein von Schmerzen und Qualen geprägtes kurzes Leben: Jahrtausendelang lag die durchschnittliche Lebenserwartung bei weniger als 40 Jahren. Das, was wir heute "Alter" nennen, ist im Verhältnis zur Menschheit ein sehr junges Phänomen.

Erst seit wenigen Jahrzehnten ermöglichen Medizin, Hygiene und reichlich Nahrung, dass der Mensch deutlich älter werden kann. Sie erinnern sich vielleicht noch an Ihre Grosseltern, die mit 70 Jahren müde und ausgelaugt von der langen Lebens-Arbeitszeit ihren kurzen Ruhestand selten wirklich geniessen konnten? Es ist noch gar nicht so lange her, dass man sagte: "Mit 60 ist alles vorbei." Heute können Sie sich auf ein Drittel mehr aktive Lebenszeit einstellen, Ihre geschenkte dritte Lebenshälfte. Dieser Begriff ist mathematisch natürlich falsch, er soll Ihnen aber genüsslich zeigen, wie viel Zeit noch vor Ihnen liegt, die Sie mit einer entsprechenden Vorbereitung positiv geniessen können.

Als wir jung waren, riss uns die Pubertät völlig unvorbereitet regelrecht mit. Beim Alter ist das anders: Wir können es zielgerichtet und bewusst planen und aktiv gestalten. Noch nie lebten in den Industrieländern so viele sogenannte Alte so gesund und mit solchen finanziellen Mitteln wie heute. Doch wer alt ist, erlebt häufig, dass er plötzlich nicht mehr in der Mitte der Gesellschaft steht - als ob Alter eine Krankheit wäre und älter werden ein Prozess Richtung Abgrund, Abbau, dem Sterben entgegen. Als ob man mit der Pensionierung nur noch wie Gemüse in der Landschaft herumstehen würde! Zum Denken unfähig, für eine Arbeit zu gebrechlich, für die Gesellschaft nur noch eine Last. Zum Glück ist das alles Habakuk.

Ich bin jetzt 75 und gehe jeden Tag mit Neugier an. Spannende Projekte beflügeln mich. Eine gewisse Gelassenheit hilft mir, zusammen mit jüngeren Menschen überraschende Ideen zu entwickeln: Denn wir ergänzen uns mit unterschiedlichen Eigenschaften. Da ist zum einen ein ungestümer Wille, etwas möglichst rasch auf die Beine zu stellen und zum anderen die Erfahrung, was zu beachten ist. Und gemeinsam gehen wir unseren Weg, der beiden Seiten Spass macht.

Von einem 90-jährigen früheren Unternehmer erfuhr ich neulich, wie glücklich er sei, dass er seine langjährige Partnerin eben geheiratet habe und wie ihn diese neue Lebenssituation beflügele. Hochzeit mit 90, früher eine Sünde, heute ein glücklicher Umstand. Zwei 85-Jährige erzählten mir, wie sie sich vor ein paar Jahren bei einem Klassentreffen lieben gelernt haben und wie sehr sie jetzt die gemeinsame Zeit geniessen. Eine 70-Jährige erzählte mir von ihrer engagierten Tätigkeit für eine gemeinnützige Organisation, die sie am Laptop erledigt. Ich erlebe ehemalige Manager, die voller Energie jungen Firmen beratend zur Seite stehen. Durch bessere Gesundheit und längeres Leben haben wir so viele Möglichkeiten für unsere Zeit der Pensionierung wie noch nie - vorausgesetzt, wir nutzen die Chancen!

Hilfe! Ich werde nicht mehr gebraucht!

Kaum zu glauben: Am häufigsten verdrängen wir Gedanken an das Ende unseres Berufslebens und die Zeit danach. Zum einen fehlt uns die Musse, der Alltag ist scheinbar immer wichtiger, zum anderen möchten viele sich nicht vorstellen, einmal alt zu sein und auf ihren Haupt-Lebensinhalt zu verzichten.

Doch jedes Berufsleben geht einmal zu Ende, das ist wie beim Fussball: Früher oder später ist Abpfiff, der Platz muss verlassen werden und die Vorbereitung auf das nächste Spiel beginnt.

Dieses nächste Spiel heisst Rente oder Pensionierung. Aus und vorbei ist der jahrzehntelange Lebensrhythmus, aus und vorbei die bisherige Lebensweise und vielleicht auch das Gefühl, gebraucht zu werden. Und es gibt eine rote Karte für alle, die glauben, es werde nun genau so weitergehen wie bisher. Veränderungen stehen bevor und Sie sollten sie nicht unterschätzen. Diese neuen Erfahrungen sind ähnlich intensiv wie Pubertät, Berufswahl oder Eheschliessung.

In einem Alter, in dem der Mensch nicht mehr unbedingt auf Veränderung eingestellt ist, wird ein völlig neues Kapitel aufgeschlagen, das häufig fast so lange dauern wird wie das bisherige Berufsleben.

Grund genug, sich rechtzeitig und in vielen Facetten Gedanken zu machen, wie man diese wichtige Lebensphase verbringen und gestalten möchte. Zu glauben, dass sich die Dinge schon von selbst ergeben werden, führt mit ziemlicher Sicherheit in einen regelrechten Schockzustand. Denn plötzlich ist alles anders: Viele Verpflichtungen fallen weg und damit auch eine Menge Struktur und Halt.

Sie sollten das Thema nicht unterschätzen. Fragen Sie Rentner in Ihrem Umfeld: Ich habe einige getroffen, die in ein Loch gefallen sind, sich überflüssig vorkamen, gegen Unzufriedenheit ankämpfen mussten und einen neuen Sinn für ihr Leben brauchten, um sich in ihrer neuen Lebenssituation zurechtzufinden.

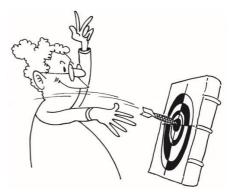
Mein Tipp: Nehmen Sie sich am Ende des Buches ein wenig Zeit und füllen Sie die Checklisten der Reihe nach aus. Sie helfen Ihnen, sich Gewohnheiten und Abläufe bewusst zu machen und Sie werden schnell feststellen, dass Gedanken zu Ihrer dritten Lebenshälfte wertvolle und nützliche Gedanken sind – um sicherzustellen, dass Sie auch nach der Pensionierung sagen können:

Gut, dass ich gebraucht werde!

Welchen Sinn gebe ich meinem Leben?

Ich setze mir klare Ziele und bin immer auf der
Suche nach Neuem.
Über 40 Jahre im knallharten Berufsleben ge-
nügen, ich ruhe mich nur noch aus.
Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich noch
Neues brauche, ich lebe in meinen tollen Erin-
nerungen.

Im Berufsleben haben Sie wirklich viel getan und erlebt. Sie waren Zeit Ihres Lebens durch Schule, Beruf und Familie fremdgesteuert. Nun kommt die Zeit, in der Sie nicht mehr ab-



hängig sind. Nutzen Sie sie, um ihre Stärken zu finden. Im Idealfall beginnen Sie damit sofort, denn Sie werden einige Zeit brauchen, um Wege zu finden, wie Sie Ihre Stärken auch sinnvoll und für Sie gewinnbringend einsetzen können.

Aus Erfahrung kann ich sagen, dass der 60. Geburtstag den Blick auf das eigene Leben und die Zukunft gewaltig verändert. Auch wenn Sie solche Dinge

zum 50. weit von sich gewiesen haben: Ab 60 spüren Sie bewusster als je zuvor, was Ihnen guttut, und Sie machen sich Gedanken, was Sie noch erreichen möchten.

Wussten Sie, dass die Fertigkeiten und Fähigkeiten, die Sie viele Jahre eingeübt haben, zum Beispiel im Beruf, bis ins höchste Alter abrufbar bleiben?

Machen Sie was draus, denn: Sie profitieren vom Privileg des »freieren«, älteren Menschen, Sie müssen es nicht mehr allen recht machen. Und Sie können es sich erlauben, Ihre Ziele und Bedürfnisse in den Vordergrund zu stellen.

"Was ich immer schon machen wollte" - dieser Satz wird Ihnen bald häufiger in den Sinn kommen. Und das ist gut so! Lassen Sie Neues zu, probieren Sie aus, was Sie interessiert.

Aber: Denken Sie über Ihre Pläne nach, setzen Sie sich realistische Ziele und definieren Sie Zeiträume, in denen Sie sie erreichen möchten.

Lassen Sie sich nicht von Störfällen wie Krankheit oder Krisen abbringen. Sie werden sehen, es lohnt sich, denn die zufriedensten Menschen sind jene, die bis zu ihrem Tod aktiv sind und ein Ziel vor Augen haben, das zu ihnen passt. Die Möglichkeiten sind so vielfältig: Egal, ob Sie Ihr Berufswissen weitergeben, sich endlich intensiv ihrem Hobby widmen oder ob Sie zu ganz neuen Ufern auf-brechen: Sich im Alter zu engagieren und zu strukturieren, wird Ihnen helfen, fit zu bleiben – sowohl körperlich als auch im Kopf.

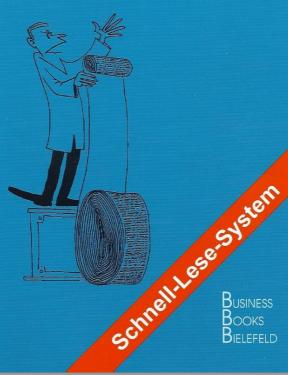
Und wenn es Ihnen gut geht, werden Sie das auch ausstrahlen.

es rast

in der jugend die menschliche ferne beim Schulabschluss leise ahnungen an der Hochzeit kaum gedanken an die zukunft im alltag keine zeit zum älterwerden die pensionierung als überraschung mit achtzig ungläubiges staunen: war das schon ein leben? Wolf Buchinger

Kommunikation und Präsentation

Die Standards im Beruf



Reduzieren Sie Ihr Lampenfieber und profitieren Sie von Spannungen

Sie spüren vor wichtigen Reden keine Spannungen? Sie kann nichts erschüttern, Sie haben nicht einen Herzschlag mehr? Ja? Dann gehören Sie zu den statistisch erfassten 3%, die von den anderen beneidet werden: Überschlagen Sie dieses Kapitel - und kontrollieren Sie sich selbst, ob Ihr "Coolsein" nicht überheblich oder unnahbar wirkt!

Für die anderen 97% gilt:

Lampenfieber ist positiv! - denn damit:

- sind Sie spontaner
- überschätzen Sie sich nicht selbst
- sind Sie besser, weil engagierter
- mobilisieren Sie innere Energien

Einige "Medikamente", falls Ihre Spannungen extrem hoch sind:

- Sie benutzen das im vorigen Kapitel beschriebene mentale Training und stellen sich Ihren Einsatz mehrfach dreidimensional vor
- Ihr Präsentation ist maximal vorbereitet und trainiert

- Sie lernen die ersten Sekunden und nur diese! - auswendig, danach flauen die Spannungen sowieso ab
- für besonders harte Fälle: Sie legen möglichst schnell eine Folie auf, Sie treten so in den Hintergrund; in dieser Zeit verpufft ein Grossteil des Lampenfiebers.



Die ersten Sekunden Ihres Auftritts

Das "Schlimmste" haben Sie nun hinter sich, Sie **erwarten** das Abflachen Ihrer Lampenfieber-Spannung auf einen Wert knapp über normal und reagieren positiv-bewusst auf Ihre Präsentation. Schalten Sie Ihre Funktionskontrollen auf Dauerbetrieb:

- ✓ Sie sind in Stand und Haltung sicher und ruhig
- ✓ Sie sind so oft wie möglich in Normalposition
- ✓ Sie wandern nicht umher, Sie wackeln nicht unkontrolliert
- ✓ Sie haben Ihre notwendige Technik voll im Griff
- ✓ Sie sind immer für alle gut sichtbar (hinter dem Projektor verstecken gilt nicht)
- ✓ Sie agieren mit der Schreibhand und halten Ihr Manuskript
 - (Karteikarte!?) in der anderen Hand
- ✓ Sie bleiben stets Sie selbst

Ab jetzt läuft Ihre "Präsentations-Maschinerie" wie geschmiert.

Gruppendruck

Immer schön nett sein, immer gleicher Meinung sein, immer zu Witzchen lächeln, immer auf den Chef achten, immer Kompromisse bauen, immer kollektiv denken.



Die Bedeutung des Humors

Dies ist **k** e i n Humor im Betrieb:

- Witze erzählen
- Bemerkungen unter der Gürtellinie
- lachen über andere
- Fehler anderer durch den Kakao ziehen
- sexistische Bemerkungen
- sich mit fragwürdigen Einwürfen wichtigmachen

Humor i s t:

- lachen können über sich selbst, auch bei Fehlern
- lächeln über Anekdoten
- Fünfe auch mal gerade sein lassen
- selbst in wichtigen Entscheidungsprozessen
 Zeit für ein erfreuendes Beispiel haben
- sich mit anderen wirklich freuen können
- Humor anderer gelten lassen und ihn nicht abklemmen
- gemeinsam Spass (nicht Fun!) haben

Sie merken, dass Sie gefordert werden in den oft kaschierten Bereichen von echter Akzeptanz anderer und eigener ständiger Kreativität. Es gibt viele Nachschlagebücher für geeignete humorvolle Ergänzungen. Benutzen Sie sie auf die Gefahr hin, dass man Ihre gut gemeinte Absicht als gekünstelt entlarvt. Humor wirkt am besten, wenn er unerwartet, spontan und schnell kommt. Auch das kann man trainieren:

- Ja, ich will Humor von mir und anderen zulassen und fördern
- Ja, ich werde selbst spontan hie und da positiverfreuliche Einwürfe machen
- Ja, ich werde mich öfters ganz bewusst freuen

Ansonsten gilt immer noch:

"Humor ist, wenn man trotzdem lacht!"

TAGBLATT

ONLINE-AUSGABE DER GRÖSSTEN OSTSCHWEIZER TAGESZEITUNG
www.tagblatt.ch

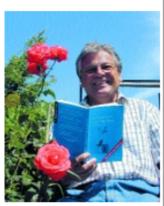
Regionen | St.Gallen/Rorschach | Samstag, 17. Juli 2004

«Das Gesamtbild des Auftretens»

«Kommunikation und Präsentation» -Das neue Buch von Wolf Buchinger

Goldach. Es ist bereits das zweite Buch dieser Art, das Wolf Buchinger geschrieben hat. Seine Seminare sind nicht nur bei Managern gefragt, neuerdings trainiert er auch Pfarrer.

ANDREA STERCHI



«Kommunikation und Präsentation»:

Der Reiz an der Kommunikation liegt für den Goldacher Wolf Buchinger - auch bekannt als einer der beiden «Kernbeisser» - in ihrer Ganzheitlichkeit.
«Kommunikation ist das Gesamtbild des Auftretens», erklärt er. «Kommunikation geht von der Sprech-technik bis zur Seele.» Seiner Meinung nach hat Kommunikation in den Betrieben in den letzten Jahren stark an Bedeutung gewonnen. «Heute ist der Arbeitnehmer viel empfindlicher als vor 15 Jahren. Das ist gut so. Die Selbstherrlichkeit von oben ist vorbei», erklärt Wolf Buchinger.

Anforderungen sind gestiegen

Davon schreibt er auch in seinem neuen Buch «Kommunikation und Präsentation». Die Betriebe sind heute meist in verschiedene Management-Ebenen gegliedert; neben dem Geschäftsführer gibt es oft eine zweite und dritte Ebene über der Masse der Arbeiter und Angestellten. Dies verändert die Kommunikation. Es wird nicht mehr senkrecht von oben nach unten kommuniziert, sondern jeder kann nach links, rechts, oben und unten kommunizieren. Geändert hat sich nicht nur die Richtung der Kommunikation. Die Anforderungen an die Manager im menschlichen Bereich seien gestiegen. «Entlassungsgespräche sind heute Pflicht. Viele Manager haben Angst davor», meint er. «Auch jährliche Mitarbeiter- und Kritikgespräche müssen sie heute führen.» In seinem Buch geht Wolf Buchinger sowohl auf die heutige Kommunikation als auch auf die Beziehung zwischen den Gesprächspartnern ein. Denn selbst wer nichts sagt, kommuniziert. Der Autor gibt Anregungen, die zu einer näheren und tieferen Kommunikation führen. Es finden sich Tipps, wie man sich mental stärken kann, mit Lampenfieber vor einer Präsentation umgeht oder wie man einen guten ersten Eindruck hinterlässt. Nach Buchingers Auffassung wird jeder, der präsentiert, mit den Medien und besonders mit dem Fernsehen verglichen. Deshalb widmet er ein Kapitel der Rhetorik, in dem er Tipps und Regeln aufzeigt, die heutzutage eine gute Rhetorik ausmachen vom Sprechtempo über die -lautstärke bis hin zur Atemtechnik und dem Blickkontakt. Nicht zuletzt befasst er sich auch mit der Vorbereitung einer mündlichen oder schriftlichen Präsentation und damit, wie man Gespräche führt - vom Smalltalk bis zu Mitarbeiter- und Kritikgesprächen.

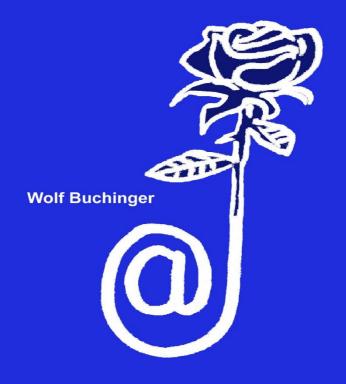
Spezielle Buchgestaltung

Das Buch selbst ist speziell gestaltet. Damit sich die Lernzeit reduziert, steht auf den rechten, ungeraden Seiten Grundsätzliches, auf den linken, geraden Seiten finden sich hilfreiche Ergänzungen. Dies erlaubt es dem Leser oder der Leserin, das Buch individuell nach den eigenen Bedürfnissen zu nutzen.

Training für Pfarrer

Seine Kenntnisse über Kommunikation gibt Wolf Buchinger in Seminaren weiter, und dies weltweit vom Berufs- und Weiterbildungszentrum Rorschach bis nach Afrika. Zu

Das @ und O der E-Mail-Kommunikation



Das alleraller-Wichtigste

E-Mails sind

kurz präzise verständlich

Antwort möglichst innerhalb von 24 Stunden

@@@@@

E-Mails sind

geschriebene dienstliche positive Gespräche

@@@@@

Alternativen zu E-Mails:

Telefon = schneller Brief = persönlicher Gespräch = hautnah

@@@@@

Positive E-Mails:

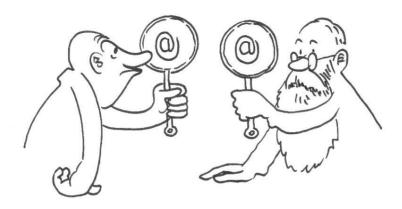
richtige Rechtschreibung persönliche Ansprache ohne Grammatikfehler guter Stil ansprechende Form

E-Mails: ein Spiegel von mir und der Firma?

Heute schreiben fast alle gleich schlecht, dabei falle ich nicht auf

Mit meinem Stil vertrete ich als Person die Firma

Jeder Empfänger bekommt täglich so viele E-Mails, dass Schnelligkeit wichtiger ist als Sorgfalt



Schnelligkeit ist fatal: Sie verführt zur Nachlässigkeit, Stil- und Rechtschreibefehlern und zur Faulheit. Und wenn alle diese Faktoren zusammenkommen, wird es extrem peinlich. Etwa "mfg" anstatt mit korrektem "Mit freundlichen Grüssen" scheint gänzlich unbedeutend zu sein, dem Empfänger sagt es aber je nach Emotionalität: "Ich werde nicht ernst genommen" oder "Erledigung einer leidigen Pflicht". Der Spiegel leuchtet brutal zurück auf den Absender.

Selbst wenn man sich persönlich kennt, kann man in einer E-Mail nie die wichtigen Faktoren einer realen Kommunikation transportieren: Gestik, Mimik, Tonfall. Diese nonverbalen Signale sind schlichtweg nicht sendbar, also bleiben noch zwei Hinweise auf die Art und Weise, wie man sich gegenseitig wahrnimmt: der Inhalt und der Stil. In einer technisierten Gesellschaft wird der Inhalt der E-Mail klar privilegiert, denn Inhalte wollen gewusst und vermittelt werden, also kümmert man sich vor allem darum. Die "Verpackung", der Stil und die Form, werden vernachlässigt. Und somit erhält die Botschaft keinen menschlich-positiven Touch. Ganz schnell wird daraus ein negatives Wahrnehmungsgefühl des anderen - und der positive Inhalt verliert an Wirkung.

Nur eine E-Mail, die in allen Faktoren gut ist, wird auch als positiv empfunden.

Wem diese Beweisführung zu lang oder psychologisch war, hier die mathematische Formel:

Guter Inhalt + guter Stil und Form = gute Wahrnehmung des Inhalts und des Absenders

guter Inhalt + schlechter Stil und Form = schlechte Wahrnehmung des Inhalts und des Absenders

Jede E-Mail gewinnt!

Ich versuche, immer eine Win-win- Situation herzustellen

Für mich muss die Sache stimmen, der Mensch dahinter ist mir egal, er muss sich der Sache unterordnen

lch schreibe immer so, dass mein Chef mit mir zufrieden ist und nichts beanstandet

Jeder Mensch hat seine eigene Perspektive, die sich meist von anderen unterscheidet. Also auch von der Ihres Kommunikationspartners. Viele Manager und Chefs wollen, dass alle die gleiche Perspektive haben, nämlich die ihre. Das ist gefährlich, denn Gleichmachung führt unausweichlich zu Konflikten.

Suchen Sie konsequent bei jeder E-Mail Ihre persönliche Linie, die sich am ehrwürdigen Havard-Grundsatz des Win-Win-Modells orientiert! Die "Schreib-Kunst" besteht darin, eine gemeinsame Basis objektiver Kriterien zu finden, zu denen beide stehen können, nachdem Sie persönliche Faktoren von der Sachfrage getrennt haben. Misstrauen und Fehlinterpretationen werden stark reduziert.

Dennoch bleiben Sie hart aber fair in der Sache.

"Win-Win darf nie mit "gewinnen-gewinnen" übersetzt werden. Gemeint ist ein faires, gegenseitiges Einvernehmen, die Interessen beider Seiten sind so zu berücksichtigen, dass beide nach dem Lesen weiterhin positiv miteinander umgehen können. Sinn dieses Prinzips ist, dass selbst bei extrem unterschiedlichen Meinungen zur Sache ein Konsens gefunden wird.

Beide Seiten können sich nach jeder E-Mail wieder in die Augen schauen.





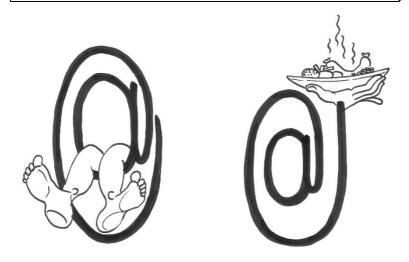
Wer ausschliesslich auf **seiner** Meinung beharrt (oft eine "Ich bin der Boss"-Einstellung), wird vielleicht schneller durch diesen Druck zum Ziel kommen. Der Preis aber ist hoch: Man wird einem erzwungenen Kompromiss nur äusserlich folgen, die eigenen Emotionen und Einstellungen werden nicht oder gar nicht gefragt. Es kommt zu Passivität, vielleicht sogar zu kontraproduktiven Reaktionen, bei denen man im Nachhinein verständnislos fragt: "Wie konnte das passieren?!"

Nur wer in seinem Inneren logisch und emotional überzeugt ist, unterstützt das Projekt.

(Das Gleiche gilt auch für die Abteilung und die Firma).

In E-Mails darf es menscheln

Dafür habe ich wirklich keine Zeit E-Mails sind und bleiben ausschliesslich sachlich Hie und da ein wenig Small-Talk hilft, Beziehungen positiv zu gestalten



Betriebe sind gemacht, um erfolgreich Waren und Dienstleistungen zu produzieren. Erreicht werden diese Ziele aber durch Menschen. Wenn Menschen wie Maschinen behandelt werden, arbeiten sie weniger engagiert, als wenn sie mit ihren Gefühlen und Emotionen wahrgenommen werden. Im täglichen verbalen Umgang gibt es eine einfache Variante der gegenseitigen positiven Wahrnehmung: Small-Talk. Ein kurzes unkompliziertes, positives Statement, das ganz persönliche Vorlieben wie etwa Hobbys, Sport, Essen und Trinken, etc. berücksichtigt. Mit diesem kleinen Trick wird der sachliche Betriebsalltag ein wenig mit Persönlichem aufgehellt, man nimmt sich gegenseitig besser wahr, fühlt sich wohler und arbeitet effizienter. Von modernen Managern erwartet man sogar eine "Small-Talk-Kompetenz" für ihre näheren Mitarbeiter. Drei Komponenten von den wichtigsten Mitarbeitern müssen sie ständig parat haben und mit Erfolg gezielt anwenden.

Wenn nach sachlichen Infos hie und da etwa eine kurze Gratulation zum Sieg des FC folgt oder ein Kompliment zum gelungenen Kochen, einer Ausstellung oder einem Bericht in der Zeitung, sieht die zwischenmenschliche Welt viel rosiger aus. Und wer sich z.B. bei Familienmenschen nach einem Angehörigen erkundigt, kann sachliche Überraschungen erleben.

Machen Sie sich eine Liste aller Kollegen, die Ihnen näher stehen mit drei Small-Talk-Themen, etwa:

Gabi: Kochen, Reiten, Italien

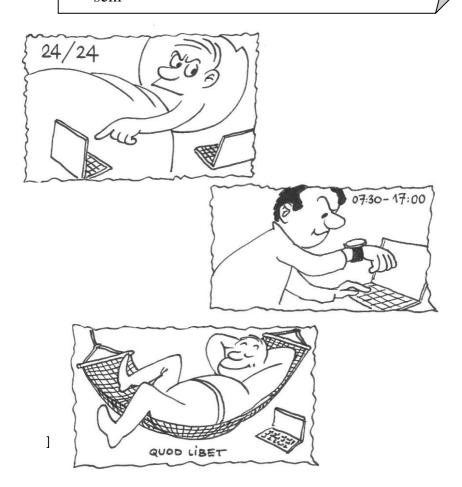
Sven: Volleyball, Computer, seine Kinder ...

Wie viel E-Mail darf es denn sein?

Ich muss und will rund um die Uhr erreichbar sein, ich bin 24 Stunden online

Im Büro bin ich online, mehr brauche ich nicht. Privates erledige schnell am Abend

Ich leiste es mir, nur ganz wenig online zu sein



Er ist der neue Sklave unserer Zeit. Er will ständig erreichbar sein, selbst am Wochenende, beim Grillabend, in den Ferien. Er wird unruhig, wenn er nicht ständig auf den Bildschirm schauen kann. Er lässt sich Mails in Sitzungen weiterleiten, tut so, als müsse er aufs WC, bleibt dort lange, weil er viel zu beantworten hat. Er kennt nur seine Abhängigkeit von einem Medium, das ursprünglich als Werkzeug gedacht war und nun Lebensmittelpunkt ist.

Wenn er es nicht schafft, mit Planung und Konsequenz seine innere Lebenseinstellung in den Griff zu bekommen, wird er sehr bald lange weiter auf Bildschirme schauen: auf die seiner behandelnden Ärzte.

Der pragmatische Typ:

Er benutzt die E-Mail als Handwerker wie der Metzger das Messer oder der Schuhmacher den Hammer. Er hat klare zeitliche Grenzen, schaltet den Bildschirm am Abend aus und beantwortet Freitagabend-Mails ohne innere Probleme erst am Montagmorgen. Er gehört zu den (immer seltener) werdenden Menschen, die es als Luxus betrachten, Laptop und Handy bewusst ausgeschaltet zu lassen. Eine solche Einstellung kann man lernen, es gibt sogar schon erste Ratgeber dazu.

Der Künstler-Typ:

"Komme ich heute nicht, komme ich morgen." Eine südliche Einstellung, die wir in Italien im Urlaub bewundern, die uns aber in unseren disziplinierten Breiten nervt. Ein Betrieb kann nur funktionieren, wenn E-Mails in vernünftiger Zeit gut beantwortet werden.

Wenn ein Kollege sich als "Künstler"-Typ gibt, muss er dazu bewegt werden, sich zu ändern; notfalls mit einem Coaching, denn wenn die innere Einstellung zum Werkzeug "E-Mail" fehlt, gehen der Firma Sympathien und Kunden verloren.



Dies ist eine kleine Satire - oder?!

Betr.: neuer Termin

Bitte schlagen Sie einen neuen Termin vor

Re: neuer Termin

Wie wäre es nächste Woche?

ReRe: neuer Termin

Ausser Dienstag okay

ReReRe: neuer Termin

Vorschlag: Montagmorgen

ReReReRe: neuer Termin

Erst nach 10 Uhr

ReReReReRe: neuer Termin

Wir treffen uns um 10 Uhr 30

ReReReReReRe: neuer Termin

Um 11 Uhr muss ich weg

ReReReReReReRe: neuer Termin

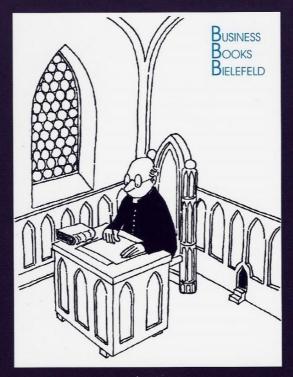
Wir brauchen mindestens 1 Stunde!

ReReReReReReReRe: neuer Termin

Wir sollten einen neuen Termin ausmachen!

Wie sag' ich's meinen Schäflein?

Präsentation & Kommunikation für Pfarrer ...



Wolf Buchinger

Ein erstes Wort

Die letzte Generation braver Kirchgänger ist am Aus-sterben, die neue Spezies "Christ" kennt wenig oder gar nicht das Wirken der Kirche, sie ist mehr auf sich selbst bezogen, hat Mühe mit traditionellen Formen und findet kaum mehr adäquate Angebote zu neuen Lebensformen.

Entsprechend verunsichert ist die Kirche, sie sieht die Notwendigkeit eines Umbruchs, hält dennoch etwas verkrampft zu lange an ältlichen Formen fest und weiss nicht so recht, wohin sie sich weiter entwickeln soll.

Dieses Buch soll helfen, die Richtung festzulegen. Das A und O der modernen Kirche sind die zwischenmenschlichen Beziehungen (= Kommunikation) und deren Umsetzen in die Praxis (= Präsentation).

Das Bindeglied wird nach wie vor der Pfarrer sein, er vertritt nach wie vor das Christentum, er ist nach wie vor Anlaufstelle und Aushängeschild zugleich, also muss er als erster die neuen Spielregeln beherrschen.

Dieses Buch kümmert sich nicht um die bisherige, abgesicherte Präsentation und Kommunikation, es berücksichtigt ausschliesslich zeitgemässe und zukünftige Formen für Menschen, die heute leben und heute in eine adaptierte Kirche kommen wollen.

Dieses Buch soll Transfer sein des gesamten aktuellen Wissens in Präsentation und Kommunikation auf die Bedürfnisse der Kirche, auf dass bald mehr als nur die ersten drei Bänke gefüllt werden!

Der Pfarrer inmitten seiner Schäflein

Trotz abnehmender Anerkennung der Würde bei der jüngeren Generation, ist der Pfarrer nach wie vor eine Respektsperson. Sie werden nie nur der Nachbar von nebenan oder die Privatperson im Biergarten sein können, dazu müssen Sie schon ein paar Kilometer weiter weg in neutrale Gefilde fahren. Sie werden immer beobachtet, Sie werden immer interpretiert, Sie müssen wissen, dass Sie, auch wenn Sie nur stumm dasitzen, kraft Ihres Amtes etwas kommunizieren, Sie können sich nicht "nicht" verhalten, die anderen spüren sie, und mancher wird sich wegen Ihnen anders als sonst benehmen, von Zurückhaltung bis zu speziellen Bemerkungen.

Kirche muss omnipräsent sein. Sie sind ihr nächster, greifbarer Vertreter in der Gemeinde, also sieht man Sie gerne an unerwarteten Orten, auf dem Sportplatz, im Konzert, an der Kirmes, an Fasnacht, selbst im Schwimmbad und an der Jugendveranstaltung, auch



wenn die Disco-Bässe Ihnen das Gefühl geben, die Hölle wäre schon auf die Erde gekommen. Ihre Schäflein nehmen Sie stark wahr und sie wollen stark wahrgenommen werden. Sie können nie allen mit einem langen Gespräch dienen, aber konsequenter Smalltalk mit Wissen der Namen der Gemeindemitglieder ist Pflicht.

Seelsorgerischer Smalltalk heisst ein kurzes, positives Bemerken ohne Folgen, Smalltalk "verpufft" nach kurzer Zeit. Ja keine Fragen nach Krankheiten, Familie oder Wohlergehen der Tiere, das wird dauern, auch kein nichtssagendes "wie geht's?" oder "schönes Wetter heute", Smalltalk muss personenbezogen Typisches feststellen und doch klar zeigen, dass man in keine Diskussion eintreten will oder kann. Manager sprechen von "Smalltalk-Kompetenz", ein kurzes Statement über Hobbys, gemeinsame Interessen und Erlebnisse, Zukünftiges oder Anekdoten.

Etwa: "Unserer Handballer haben gut gespielt!"

"Weihnachten ist schon in drei Wochen."

"Sind Sie gestern gut nach Hause gekommen?"

Auch Sie würden sich über einen TV-Moderator beklagen, der nur auf sein Blatt schaut. Sie müssen konsequent Ihren Blickkontakt pflegen!

Der Blickkontakt dient:

- als emotionale Brücke zu den Zuhörern
- als Demonstration Ihrer Sicherheit in Sache und Gefühl

- zur Verstärkung der Aufmerksamkeit
- der besseren Wirksamkeit Ihrer Präsentation
- der Beobachtung von Zuhörer-Reaktionen

Am Ende vieler Sätze gibt es oft Verbformen, die automatisch ergänzt werden, dabei brauchen Sie weniger Konzentration und können aufschauen.

Trainieren Sie:

"Ab jetzt werde ich meine Zuhörer öfters [Blick!] anschauen können."

"Ich möchte diese Aussage [Blick!] erläutern und ergänzen."





Kirchenkrimi

Intro: Orgel und Likembe im Wechsel i summt die Melodie von «Bibile»

Dieses kleine unschuldige Lied hatte das Leben von Pfarrer Michels entscheidend verändert: der nette Dorfpfarrer war ins Visier der Weltmedien geraten, naiv und voll guter Absichten war er in ein tödliches Abenteuer gestolpert, das ihm schon zu Lebzeiten die Hölle auf Erden beschied. Wie schwer fiel es ihm nun, seine Sonntagspredigt zu beginnen.

"Liebe ... Gemeinde!"

Als Pfarrer versuchte er neutral zu bleiben, als Mensch zweifelte er je länger, umso intensiver: Es könnte in seiner vertrauten Gemeinde wirklich ein Mörder sitzen. Nach 22 Jahren mehr oder minder reibungslosem Zusammenleben war von einer auf die andere Sekunde sein Dasein als Pfarrer zur Qual geworden: Nichts, rein gar nichts war mehr so wie vorher. Die Menschen misstrauten sich, beobachteten sich argwöhnisch, streuten Gerüchte und kapselten sich ab. Manche schienen etwas zu wissen und sagten nichts, einige sagten viel und wussten nichts. Und er als Pfarrer hätte eigentlich alles wissen müssen, doch er hatte wahrscheinlich in seiner Gemeinde die allergeringste Ahnung von der Wahrheit.

Je länger der Mord zurücklag, umso mehr machte er sich Vorwürfe, schuld an allem zu sein. Dass er nachts nicht mehr schlafen konnte, war ihm nicht neu, vor wichtigen Gottesdiensten hatte ihm das Lampenfieber schon manchen Streich gespielt; doch dieses Mal war es eine viel stärkere, noch unberechenbarere Macht, die ihn stundenlang wach liegen liess. Es war die Reaktion seines Bischofs, die ihn so vehement beunruhigte. Er hatte sich vertrauensvoll an ihn gewandt in der Hoffnung, dieser könne ihm helfen, seine innere Ruhe wieder zu finden, doch genau das Gegenteil war eingetreten: Nach langer, genauer Schilderung des Falles war dessen lakonische Antwort:

Gerhard, du sollst als Mann der Kirche dem Gesetz und der Moral folgen!"

Er hatte sich den Satz 1000x vorgesagt, um ihn zu ergründen: "Du sollst als Mann der Kirche dem Gesetz und der Moral folgen!"

Aber es half alles nichts, konkretere Hilfe gab es von seinem Vorgesetzten nicht, dabei hätte er dessen Rückhalt dringend gebraucht. Tag und Nacht suchte er nach der Bestätigung für die Richtigkeit seines Handelns, Tag und Nacht strömten Bilder in einer Mischung aus Wirklichkeit und Fiktion in seine Gedanken, und erst als er ein Tagebuch vom ersten

Kennenlernen bis zum Verbrechen geschrieben hatte, konnte er ein wenig klarer denken.

"14. Mai: ich lasse mich von Kollege Müller überreden, einen Schwarzafrikaner ohne Papiere für drei Tage bei mir übernachten zu lassen."

Traoré war mit einer kleinen Sporttasche gekommen, mehr nicht, er weigerte sich, im Dachgeschoss zu schlafen, weil er immer Bodenkontakt brauche und bezog deshalb einen fensterlosen Abstellraum neben der Waschküche. Da er bei Dunkelheit gekommen war, wusste niemand in der Gemeinde etwas davon oder doch? Ältere Damen, die gerne alles, was in ihrem Umfeld, also auch in der Kirche vorgeht, ausspionieren und gleich weitertratschen, gibt es doch überall?! Ausserdem war der Pfarrer als gebürtiger Rumäne nie ganz bis in die Herzen seiner Gemeinde vorgedrungen, es war immer eine gewisse Distanz geblieben, vor allem, wenn es um seelische Probleme ging.

Traoré verliess nie sein Verlies, wies ein altes TV-Gerät als "Teufelswerk" zurück, weigerte sich, afrikanische CD's zu hören, las nichts, weil er nie in der Schule gewesen war und sprach so schlecht Französisch, dass man mit ihm kaum kommunizieren konnte. Er blieb ein unbekanntes schwarzes Wesen, dessen Gedanken und Seele im Verborgenen lagen.

Warum er nach Europa gekommen war, wird nie mehr zu ergründen sein.

So sass Traoré im Schneidersitz auf dem Boden, konnte kaum unterscheiden, ob es Tag oder Nacht war, bedankte sich mit flehendem, scheuen Blick für Essen und Getränke und sang stundenlang leise vor sich hin, endlos lange Melodien mit Dutzenden von Strophen, nie war ein Ende zu hören, es ging immer weiter, immer weiter, und bei Gesangspausen spielte er weiter auf seiner Likembe, die der einzige Lebens-Halt zu sein schien. Er lebte durch seine Musik im tiefen, unendlichen Schwarzen Kontinent und vergass alle Welt um sich herum. *summen: BIBILE*.

Pfarrer Michels war gerührt durch dieses Lied, er lernte es schnell auswendig, es wurde für ihn ähnlich wie für Traoré zum Leitthema dieser Situation, die verzwickter kaum sein konnte: Im Pfarrhaus sass versteckt ein Afrikaner, ohne Identität, ohne Hoffnung auf Zukunft, und ein Pfarrer - moralisch Kirche und Gemeinde verpflichtet - tat alles, um diesen gesetzeswidrigen Zustand aufrecht zu erhalten. Gewissensbisse quälten ihn, in Albträumen sah er sich im Gefängnis sitzen, beim Heulen von Polizeisirenen wurde er unruhig und fürchtete, dass man auf dem Weg zu ihm sei. Insgeheim hatte er gehofft, Traoré nach drei Tagen zu Kollege Müller zurückschicken zu können, doch dort war gerade die Hölle los, denn bei einer

Razzia war ein Versteck mit fünf weiteren Afrikanern aufgeflogen.

Pfarrer Michels Ängste wuchsen, der Appetit war ihm vergangen und er ass fast nichts mehr, was ja noch positiv war in Anbetracht seines Übergewichtes, aber dann schmeckte ihm auch nicht mehr seine geliebte "Liebfrauenmilch" und schliesslich wagte er sogar nicht mehr zu beten, der Kontakt "nach oben" war abgebrochen.

24. Mai: Bin ich nun ein Verbrecher? Mit meinem Wissen wohnt ein Mensch illegal - wie ein Sklave - bei mir, und ich breche täglich mehrere Gesetze."

Seine Gemeinde merkte nichts, die meisten waren betagt und mit ihren eigenen Wehwehchen beschäftigt, die Jüngeren kamen nur unregelmässig und in grossen Abständen in seine Gottesdienste. Den Segen sprach er so schnell wie nie zuvor, denn ohne Kontakt nach oben war das für ihn wie ein Betrug an seinen Schäflein

26.Mai: Während ich Konfirmandenunterricht erteile, sitzt Traoré plötzlich vor dem Pfarrhaus, spielt begeisterten Kindern Likembe vor und singt seine Lieder. Ich erfahre erst einen Tag später davon, als eine junge Kindergärtnerin mich bittet, meinen "Besuch aus Afrika" in ihren Unterricht einzubauen. Notgedrungen sage ich zu; in ihrem Übereifer hat sie die

regionale Presse informiert, die mit Foto darüber berichtet."

Noch am selben Tag rief der Bürgermeister an, um sich über Traoré zu erkundigen und schlug vor, die Angelegenheit der verpassten Meldepflicht für Ausländer von Mann zu Mann und zügig zu regeln, doch Pfarrer Michels log ihn an: "Der schwarze Mann ist schon wieder abgereist." Traoré musste vorsichtshalber ins Kellerverlies der Kirche umziehen, gut getarnt hinter alten Bänken, Reservedachziegeln, Theaterutensilien für das weihnachtliche Krippenspiel und einem verstaubten alten Nick-Neger, der einst die Kirchenbesucher zur Kollekte animiert hatte.

Die Gemeinde, der das heimliche Tun nun nicht mehr verborgen geblieben war, zeigte ihre Solidarität auf ihre Art: Mitten im Juni waren im Gottesdienst mehr Menschen als am Heiligen Abend, er predigte trotz körperlicher Malaisen schwungvoll über Gehorsam und Bürgerpflicht, deren Ausnahmen in biblischen Beispielen und die Wichtigkeit deren Fortsetzung. Er ging nie ins Detail, bezog sich nie auf die Situation um Traoré, aber jeder verstand ihn, jeder solidarisierte sich mit regelmässigem Besuch seiner Gottesdienste, und selbst aus den Nachbargemeinden kamen einige, um dem mutigen Pfarrer zuzuhören, der nun schon seit zwei Monaten einen Afrikaner

versteckte, den es offiziell gar nicht gab. Der Kirchenchor engagierte sich wie selten in seiner 80-jährigen Geschichte, trainierte heimlich das Lied "Bibile" und rührte nicht nur den Pfarrer, der unauffällig dabei die Tür nach unten öffnete und lauschte.

,,3. Juli. So muss es am Anfang des Christentums gewesen sein, jeder weiss, wer mitmacht und alle sind eine verschworene Gemeinschaft. Ein modernes Wunder, "schrieb er in sein Tagebuch. Es hatte mit Kleiderspenden begonnen, die gereicht hätten, ein ganzes afrikanisches Dorf anzuziehen, dann anonyme Geldspenden, Lebensmittel, Bildbände über die Region, Spielzeug, Hygieneartikel, ganze Betten mit Inhalt, 5 Ventilatoren und manch unnötiges Zeug, das aus verklärten Afrikabildern stammen musste; Spiegel und Glasperlen warf er gleich in den Mülleimer. Ein Pädagogikstudent gab Traoré Deutschunterricht, der Bürgermeister, der unter dem Druck der Gemeinde Pfarrer Michels die Notlüge verziehen hatte, hatte sogar im Gemeinderat ohne Gegenstimme durchgesetzt, dass nach jahrzehntelanger Wartezeit die Kirche endlich ein WC mit Dusche erhielt, das Restaurant "Ochsen" hatte einen Riesenerfolg mit seinen "afrikanischen Wochen" (der Ehrengast am Sonntag war Pfarrer Michels), die Regionalzeitung startete eine Serie über den Staat Malawi,

den viele bisher in Australien vermutet hatten, die einheimische Schlagersängerin "Ayshe" produzierte "Bibile" als Reggae und schaffte es bis auf Platz 18 der ZDF-Hitparade.

"7.Juli. Ich verzichte auf meinen Jahresurlaub."

Endlich hatte er einen triftigen Grund gefunden, nicht zu seiner Schwester an die Nordsee fahren zu müssen, wo er sowieso immer dieselben Familiengeschichten hören musste. "Liebe Elisabeth", hatte er voller Stolz geschrieben "diesen Sommer kann ich leider nicht kommen, ich werde hier gebraucht wie noch nie. Bei uns ist wahrscheinlich echtes Christentum ausgebrochen, das möchte ich geniessen und weiterentwickeln. Mach 's gut! Bis nächstes Jahr, Dein trauriger Gerhard."

Letzteres war gelogen, doch auf eine Lüge mehr oder weniger kam es im Moment nicht an. Es gab aber auch kleinere und grössere Rückschläge in dieser euphorischen Stimmung. Kollege Müller forderte Traoré plötzlich zurück, nichts sei schlimmer als falsches Heldentum; der Vorsitzende der vaterländischen Partei warnte in einem Leserbrief vor der Gefährlichkeit des Schwarzen Mannes und die Neonazis schickten gar eine Morddrohung ins Pfarrhaus, was zu vermehrten Streifengängen der Polizei führte. Doch die Gemeinschaft der Christen hielt zusammen

und taxierte solche Attacken als notwendiges Übel dieser Gesellschaft ein.

Traoré entwickelte sich prächtig. Er war wissbegierig und lernte schnell deutsch, wollte alles auf einmal lernen, verstand sehr schnell den Umgang mit Internet und Handy, machte regelmässig Konditionstraining, joggte in der abgeschlossenen Kirche und profitierte von der typisch afrikanischen Liebenswürdigkeit, die mit breitem Lächeln und strahlenden Augen so manch weibliches europäisches Herz schneller schlagen lässt. Der Vorstand des Fussballclubs testete ihn auf seine Eignung als Stürmer und war so begeistert, dass er geheime Trainings in der Kirche durchführte: lange, genaue Pässe durch den Mittelgang und gekonnte Dribblings um die Bänke.

Diese Entwicklung lag nicht gerade im Sinne von Pfarrer Michels, schliesslich war die Kirche doch ein mehr oder minder heiliger Raum. Schon Rockkonzerte in diesem Raum machten ihm grosse Mühe. Dennoch förderte er die ungewohnten sportlichen Aktivitäten in der Hoffnung auf eine Normalisierung der Situation, verbat sich aber, den Altar als Tor zu benutzen.

So schrieb er am 1. September erleichtert in sein Tagebuch: "*Traoré ist ein Naturtalent, seine sportliche*

Entwicklung geht rasant, über diesen Weg könnten wir ihn integrieren."

In einem Freundschaftsspiel, aus Sicherheitsgründen über 50 km entfernt, fiel er nicht nur wegen seiner beiden Tore auf, auch seine Beweglichkeit und Ballsicherheit waren jetzt schon auf hohem Niveau. Nur die Regeln des Abseits kannte er noch nicht, die brachte man ihm aber gleich am selben Abend in der Kirche mit speziell gekennzeichneten Bänken bei. Traoré wurde zum Hoffnungsträger des gerade abgestiegenen Fussballvereins und des ganzen Ortes, als er mit, von Pfarrer Michels gefälschten, Spielerpapieren den ersten Sieg im Alleingang herausschoss. Erste "Traoré, Traoré"- Rufe kamen auf, die Mannschaft wollte und konnte nicht mehr auf ihn verzichten.

Es begann ein einmaliger und seltsamer Integrations-Marathon, denn die nationale Behörde hätte ihn gnadenlos und schnell ausgeschafft, die regionale Ebene hingegen hielt zusammen, wollte ihn unbedingt behalten und hatte sich schon so weit engagiert, dass ein "Zurück" für viele negative Emotionen gebracht hätte. Dennoch blieb die fatale Formel: Wie kann man jemanden behalten, den es gar nicht gibt? Die Juristen waren sprachlos, die Bürokraten schüttelten den Kopf, der Gemeinderat vertagte sich, der Fussballverein wurde ungeduldig, Pfarrer Michels betete, Traoré verzweifelte langsam, nur Kollege Müller fand eine eigenwillige und etwas schwer nachzuvollziehende Lösung: In seiner Kirche war für die Behörde eine unbestimmte Anzahl Afrikaner vorhanden, er addierte nun einen dazu - und Traorés Antrag konnte den Weg durch die langatmigen Instanzen gehen oder umgerechnet in bürokratische Mathematik: minus x minus gibt plus.

Pfarrer Michels füllte die Formulare aus, Pfarrer Müller unterschrieb sie, erhielt nach langer Zeit eine Antwort und schickte sie weiter an Pfarrer Michels; der Kreislauf funktionierte und schon sechs Monate später war Traoré bürokratisch vorhanden, er hatte eine Asylantennummer und durfte sich ab sofort offiziell zeigen, im Dorf spazieren gehen und vor allem Fussball spielen.6:1, 5:0, 4:2 - die Resultate waren immer durch ihn geprägt und bald schrieb die Presse vom "FC Afrika", erste Spielervermittler tauchten auf, Traoré wurde umworben, er fand einen Sponsor und war bald auf dem lukrativen Weg in höhere Ligen. Pfarrer Michels verfolgte seinen Werdegang mit Stolz und schrieb am 14. Mai:

"Die Zeit wird sehr bald kommen, wo wir ihn gerettet, ihm eine Identität gegeben und ihn ins Leben geführt haben werden."

Und etwas resigniert den Zusatz:

"... der Kommerz wird ihn leider von uns wegführen. Uns bleiben seine Lieder, vor allem sein "Bibile". Er sang es immer und immer wieder und freute sich an der kindlich-naiven Einfachheit des Textes und des selbst ihn in Bewegung versetzenden Reggae-Rhythmus'.

Traoré hielt die Gemeinde weiterhin auf Trab. Ohne sich irgendwem anzuvertrauen, war er plötzlich verschwunden, schlimmste Befürchtungen wurden durch einen kurzen Spielausschnitt im Regionalfernsehen widerlegt: Er trug stolz die Nummer 33 auf dem leuchtenden Trikot der "Roten Teufel", drei Tore in der 2. Bundesliga in drei Spielen machten ihn auch dort zum Matchwinner und Publikumsliebling, der stolz im anschliessenden Interview in gutem Deutsch von der Unterstützung durch Pfarrer Michels schwärmte. Er war so schnell an das für ihn neue Medium Fernsehen gewöhnt, dass er bewusst in die Kamera schaute, "Bibile" anstimmte und "Ich liebe euch" darin intonierte, er werde wieder kommen und sich mit einem Ablösespiel für alles bedanken.

Im August war es so weit, grosse Plakate kündigten das Spiel an. An einem Sonntagnachmittag sollte sich das unterklassige Dorfteam mit den Stars messen, alle Einnahmen waren als Geste des Dankes an den alten Verein vorgesehen.

Traoré hatte seine Teilnahme am Gottesdienst angekündigt, entsprechend voll war die Kirche. In einem dicken BMW fuhr er direkt vor das Portal, gab schnell den zahlreich erschienenen Jugendlichen ein paar Autogramme, verweigerte den Ehrenplatz in der ersten Reihe und setzte sich weit nach hinten in eine Bank, wo immer noch die Spuren seines Abseits-Trainings zu sehen waren.

Während des viel zu langen Orgelvorspiels trommelte er mit allen zehn Fingern nervös auf der Ablage für die Gesangbücher und machte aus Händel einen Reggae, er rutschte nervös auf der Bank hin und her, und während des ihm zu Ehren gesungenen Liedes "Nun danket alle Gott" hatte er sich davongeschlichen. Schnell wie eine Katze war er im Seitenausgang verschwunden.

Nach dem Gottesdienst fand Pfarrer Michels Traoré zufällig im Kirchenkeller vor dem ehemaligen Verschlag, in dem er monatelang gehaust hatte: tot, erschossen durch drei Kugeln, abgegeben aus nächster Nähe.

Der Medienrummel war gewaltig. Pfarrer Michels war die am meisten interviewte Person des Tages. Alle grossen TV-Sender wollten exklusiv berichten, krochen im Keller herum, stiegen auf den Kirchturm, befragten das halbe Dorf und fanden keine Erklärung, warum und von wem Traoré getötet worden war.

Die Sonderkommission der Kripo hatte auch nach Wochen noch keinen einzigen Hinweis, ja, noch nicht einmal einen Verdacht.

Der Fall schien unaufklärbar.

In der Gemeinde begannen nun die wüstesten Gerüchte: Man erinnerte sich an die allerersten Widerstände, als Traoré noch versteckt werden musste; Misstrauen machte sich schleichend breit, jeder, der irgendwann einmal eine rassistische Bemerkung gemacht hatte, kam als potenzieller Täter in Frage. Das Klima der Verdächtigungen wurde unerträglich und selbst Pfarrer Michels geriet ins Schussfeld, schliesslich hatte auch er sich am Anfang gegen ein Verstecken gewehrt.

Anstatt langsam in die Normalität zurückzufinden, eskalierten die Verdächtigungen in einem Masse, dass Pfarrer Michels und die Kirche für ein paar Wochen unter Polizeischutz gestellt werden mussten.

An einem sonnigen Herbstmorgen fuhr ein schwarzer Lieferwagen vor, drei arabisch gekleidete Männer bauten hastig eine Fernsehkamera auf und drehten ein paar beliebige Aufnahmen von der Kirche,

dem Dorf und dem Fussballplatz. Einer von ihnen sprach einen kurzen Text an Traorés Grab auf dem Friedhof, dann bauten sie schnell wieder ab. Trotz des Wissens, dass er mit seinem schlechten Englisch wenig Chancen hatte, verstanden zu werden, fragte Pfarrer Michels die drei Männer nach ihrer Herkunft, erhielt aber keine Antwort, sondern nur eine Visitenkarte: "Al-Jazira-TV, London". Nun stand er nachdenklich vor seiner Kirche, befürchtete äusserst Unangenehmes - und verjagte mürrisch ein Dutzend Kinder, die glaubten, die Proben für das Weihnachtsspiel mit den heiligen drei Königen hätten schon begonnen.

26.September: Ich ahne Schlimmes - wenn mich die Fundamentalisten des Islam treffen, bin auch ich ein toter Mann "

Er sollte Recht bekommen. Noch in derselben Nacht begann der Medienrummel erneut. Eine CNN-Reporterin spielte ihm die kurze Sequenz vor, in der Traoré bei Al-Jazira als Opfer christlichen Rassismus bezeichnet wurde, brutal hingerichtet nach einem Gottesdienst mit einer Hasspredigt. Der Mörder müsse der Pfarrer sein, die Gemeinde wisse es und schütze ihn. Allah sei ihnen gnädig.

Diesen letzten Satz interpretierte das Aussenministerium als Todesdrohung, riegelte Kirche und

Pfarrhaus militärisch ab und stellte zum ersten Mal einen Pfarrer unter Personenschutz. Nun wurde jeder Kirchenbesucher als potenzieller Terrorist behandelt und - wie auf dem Flughafen vorm Abflug - genauestens durchsucht. Pfarrer Michels schrieb in sein Tagebuch, das zwischenzeitlich von der Kripo konfisziert und kopiert worden war:

1.Oktober: Ich selbst muss nachweisen, dass ich unschuldig bin. Meine Schäflein in der Gemeinde sind durch die ständigen Kontrollen verunsichert, und mancher Sensationsreporter sieht mich als den Täter."

Einen Heiligen gegen Medienmobbing gibt es noch nicht, also musste er sich selbst bemühen. Laut dachte er nach: "Die Polizei tappt im Dunkeln, der Geheimdienst provoziert nur grosse, unnötige Aktionen, ich selbst ahne noch nicht einmal, wer es gewesen sein könnte, ein verdeckter Ermittler, von mir bestellt. muss her!"

Und er fand in seinem Gedächtnis den Namen des Mannes, der als einziger diese Aufgabe übernehmen könnte: Felix Küenzli, ein Jugendfreund, der bei der Polizei gelandet war. Am nächsten Abend sass dieser im Pfarrbüro, glücklich über seinen ehrenvollen Auftrag, denn seine Frühpensionierung war für ihn eine Strafe, die zu Langeweile und Depressionen geführt

hatte. Nach vier Stunden Befragung hatte er schon eine Idee, wie man beweisen könne, dass Pfarrer Michels nicht der Todesschütze sein könne, und dass man vielleicht durch diese Aktion den Mörder finden könne:

Die Lösungsformel des Felix Küenzli hiess, Traoré musste **während** eines von der Gemeinde gesungenen Liedes erschossen worden sein, vorher oder nachher hätte nämlich jemand die Schüsse hören müssen.

Der Kirchenrat gab die Zustimmung erst in der dritten Sitzung, der Bischof verreiste plötzlich in einen Sonderurlaub, Polizei und Geheimdienst rieten ab, der Aussenminister verbot es, wusste aber, dass ein Kirchenraum nicht in seinen Kompetenzbereich gehörte.

Küenzli und Michels schritten zur Tat und beriefen den wohl einzigen "Beweis-Gottesdienst" der Kirchengeschichte ein, in dem mit zwei Pistolenschüssen erkannt werden sollte, dass der Schuss während eines Gemeindeliedes abgegeben worden war und somit ein anderer als Mörder von Traoré in Betracht gezogen werden müsste.

Die Kirche war voll wie nie.

9. Oktober: Mit dieser Anzahl könnte ich vier Mal Weihnachten feiern!" Schade, dass wieder ein solcher Presserummel herrscht: 18 Kameras, 1 Kamerakran, unzählige Mikrofone, Scheinwerfer, Reporter, dazwischen mürrische Sicherheitsleute und rund um die Kirche Satellitenschüsseln der Fernsehstationen.

Al-Jazira-TV hat gleich zwei Teams geschickt und kündigt die Liveübertragung an mit:

"Ende des Christentums? Jetzt schiessen sie sogar in der Kirche!"

Reporteraussagen

"Ladies and Gentlemen, this is a very important pope, he will shoot in the middle of the church, it is Mr. Gerard Michels."

"Bonsoir, Mesdames et Messieurs, nous sommes devant l'église de ce prêtre extrémement courageux, Monsieur Gerard Michels."

"Grüezi meine Damen und Herren, grüezi mitenand, es ist was Aussergewöhnliches passiert und wir sind dabei - in dieser Kirche, da wird gleich ein Schuss fallen, abgegeben von Pfarrer Michels!"

"Buenas dias señoritas, señoras y señores, somos delante de puertas de iglesia di cura Miguel."

"Buona sera, signore e signori, ecco qua davanti a portas di chiesa di pàrocco Michaeli."

"Jetzt fällt gleich der Schuss, live wie immer bei der ARD - und heute Abend sitzen Sie in der ersten Reihe in "Menschen bei Maischberger" mit Pfarrer Michels."

Es wurde der kürzeste, intensivste und eigenwilligste Gottesdienst seit Gottfried Keller "Schuss von der Kanzel". Die Organistin spielte zuerst ein Eingangs-Vorspiel, besser gesagt, sie versuchte es, denn drei Kameras kamen ihr so nahe, dass sie hypernervös wurde und mehrmals kräftig danebengriff. Pfarrer Michels erklärte der Gemeinde, dass es heute nun um den Beweis seiner "von ausländischen Mächten" bezweifelten Unschuld an Traorés Tod gehe und Freund Felix Küenzli, der extra vom Bodensee hierher gereist sei, nun als Spezialist für besondere Fälle mit ungewöhnlichen Mitteln vielleicht sogar den oder die Täter fassen könne. Dann bat er um Verständnis von oben und Felix Küenzli schritt zur Tat. Gemessenen Schrittes ging er durch die Kirche, die Dienstpistole wie eine Trophäe in beiden Händen es wurde still, man hörte draussen die Vögel singen, - und dann der erbarmungslose Knall, laut und deutlich. Kinder weinten vor Schreck, ältere Damen hielten sich die Ohren zu, Pfarrer Michels zweifelte an sich selbst, ob er das Richtige tue, doch jetzt war es für diesen Gedanken zu spät. Er musste weiter

handeln. Er forderte die Gemeinde auf, nach einem kurzen Orgelvorspiel so laut wie damals zu singen. In dieser Zeit werde Kommissar Küenzli einen Schuss abgeben.

Totenstille. Niemand rührte sich. Keiner hatte etwas gehört. Dann ein Raunen, das immer mehr anschwoll: Der Beweis war erbracht, Pfarrer Michels rehabilitiert. Dieser aussergewöhnliche Gottesdienst hatte sich gelohnt, man würde sich bei der Suche auf den wahren Täter konzentrieren müssen.

Aber da war Felix Küenzli, der in dieser kurzen Zeit schon ganze Arbeit geleistet hatte: Während des Liedes hatte er seine Blicke über die Gemeinde schweifen lassen und die Afrikaner, die er im Verdacht hatte in der letzten Bank entdeckt. Er hatte sie unauffällig verhaften lassen, keine Fernsehkamera hatte es beobachtet, kaum jemandem war es aufgefallen, in ihrer afrikanischen Kleidung hatte man sie für AlJazira-Leute gehalten.

Stolz und würdevoll trat nun Kommissar Küenzli vor die Gemeinde und berichtete ganz sachlich die Vorkommisse der letzten Minuten:

"Ich möchte Ihnen mitteilen, ich habe diesen ungewöhnlichen Fall gelöst! Zu Beginn des Gottesdienstes sassen sie noch in der letzten Reihe: die beiden Schwarzafrikaner Abdul Cissé und Amadou Keita, die als Spielervermittler für afrikanische Fussballballclubs aus dem Senegal angereist sind und den Auftrag hatten, Traoré mitzunehmen. Dieser jedoch hatte sich wiederholt geweigert, ihre Angebote in Anspruch zu nehmen.

Unter den Augen meiner Kollegen vom Geheimdienst haben sie mir gestanden, ich zitiere: "Jeder Afrikaner ist seinem Land verpflichtet. Nach der Sitte unserer Väter gibt es bei Widerstand nur drei Ermahnungen, Zeigen die keinen Erfolg, so bedeutet das - TOD. Nach europäischem Recht sind wir vielleicht schuldig, für das afrikanische Recht haben wir aber nichts Ungesetzmässiges getan, was einer Strafe bedürfe. Deshalb verlangen wir auch, ungehindert in unsere Heimat zurückkehren zu können.

- "Mein Erfolgsrezept war, dass ich auf die bürokratischen Methoden des Verfassungsschutzes verzichtet habe - und unter Einbezug aller menschlicher Überlegungen bin ich ihnen dann auch auf die Spur gekommen:
- Pfarrer Michels hatte mir berichtet, dass in dem Raum, in dem Traoré erschossen worden war, starke Ausdünstungen eines typisch afrikanischen Körpergeruchs festzustellen gewesen waren, also konnte ich den Täterkreis einschränken und musste mich in erster Linie nur auf Afrikaner konzentrieren

- Auf den Videos und Fotos der Beerdigung waren die beiden Senegalesen immer wieder zu sehen gewesen. Es ist bekannt, dass sich archaische Täter geradezu magisch vom Ort der Tat angezogen fühlen
- Als sie auch heute wieder erschienen, habe ich sie bereits vor dem Gottesdienst identifizieren lassen.

Der Rest war eigentlich einfach: ein paar Fangfragen - und schon haben sie gestanden, wohl auch, weil sie sich gar nicht schuldig fühlen.

Liebe Gemeinde, lieber Gerhard, der Fall ist gelöst!"

Die Gemeinde war immer aufgeregter und unruhiger geworden, einige wollten Beifall klatschen, wagten es aber nicht, da sie doch in einer Kirche waren. Die Organistin rettete die Situation und stimmte Traorés Lied an: "Aha, Traoré ...

"Liebe Gemeinde – danke! "



WOLF BUCHINGER

Ble Highlights Beech

SATIRISCH EMOTIONAL SPANNEND

PINGPONG-VERLAG

Die zehn Gebote

"Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir."

"Markengebundenheit" nennt man das heute. Dies gelingt nur mit ständigem Verbessern der Qualität und der Attraktivität des aktuellen Angebots. Kann die heutige Kirche dabei mithalten?

"Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen."

Ausnahmsweise soll ein Vergleich mit unseren Freunden, den Muslimen, erklären helfen: Sie schieben traditionell alle Misserfolge auf ihren Gott, etwa: "Allah hat es so gewollt." Seit der Aufklärung in Europa im 18. Jahrhundert fühlen wir uns bei Misserfolgen ausschliesslich selbst verantwortlich, tun aktiv selbst etwas dagegen, lernen damit umzugehen und lassen uns nicht treiben, in der Hoffnung, dass eine undefinierbare Kraft alles von aussen zum Besseren regelt. Ein Bigpoint für die Bibel.

"Du sollst den Feierabend heiligen."

Verkaufsoffene Sonntage, vor allem vor wichtigen kirchlichen Feiertagen, in Ruhe jederzeit alles im Internet bestellen können, Kirchenbazare nach den Gottesdiensten, Autobahnraststätten 24/24h,

Holiday-Parks, Restaurants: Der Mensch hat keine Zeit mehr zum Ausruhen, Entspannen, Nachdenken, Phantasieren, Emotionen nachgehen.

"Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass es dir wohl ergehe und du lange lebst auf Erden."

Diese Entwicklung, die man damals unmöglich vorhersehen konnte, denn 40 Jahre waren für den Menschen vor 2000 Jahren die alleroberste Grenze. Heute werden dank fortschreitender Medizin 90 und mehr Jahre erreicht, Tendenz steigend. Daher sollte dieses Gebot umgeschrieben werden: "Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, aber bitten, dein Erbe früher auszubezahlen, damit auch du davon profitieren kannst und sie nicht alles ausgeben."

"Du sollst nicht töten."

Das Gemetzel, wie es im Namen Gottes der IS betreibt, war damals Gang und gäbe. Mit den Appellen von Jesus hat sich daran nichts geändert, Menschenleben waren nicht viel wert. Die Formulierung "du sollst…" ist wahrscheinlich pragmatisch gewählt, denn es ist kein echtes Verbot, sondern nur eine Empfehlung.

Da das Töten auch in den anderen grossen Weltreligionen nicht ausdrücklich verboten

ist, könnte die Bibel eine echte Vorreiterrolle übernehmen: "Du darfst nicht töten" wäre verbindlicher.

"Du sollst nicht ehebrechen."

Das bedeutet immer noch Treue bis in den Tod. Bis vor 100 Jahren etwa waren Zweckehen die Norm und in den Zeitumständen verstehbar, dass ein Partner hie und da ausbrechen musste. Dann wurden die Ehen aus Liebe geschlossen, doch diese verpufft bekanntlich im Laufe der Jahre. Also bleibt alles beim Alten unter anderen Vorzeichen.

"Du sollst nicht stehlen."

Dieser Appell kann Menschen mit einem Verdienst von einem Euro pro Tag nie und nimmer erreichen, ein Viertel der Weltbevölkerung muss damit auskommen. Also bleibt auch hier alles notgedrungen beim Alten.

"Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten."

Oh je, dann gäbe es keinen Tratsch und Klatsch, keine bunten Illustrierten, keine Verleumdungsprozesse, keine Medienberichte über die High-Society, keine Familienstreitigkeiten, keine Ängste, dass hinter dem Rücken über einen selbst schlecht geredet wird - der Gesellschaft würde etwas fehlen und für

viele wäre das Leben weniger spannend. Es bleibt auch hier aus Eigeninteresse alles beim Alten.

"Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus."

Seit Menschengedenken besassen nur ganz wenige ein Haus, der Normalfall war das Hausen in Hütten, Verschlägen oder Zelten. Der soziale Wandel mit dem Wohlstand der letzten hundert Jahre schuf einen Bauboom. Nun war nicht mehr die Frage, ob man ein Haus hat, sondern: Wer hat das grössere und repräsentativere und vor allem das teurere. Dieser Wettkampf führte zur Protzerei. Also sollte dieses Gebot auch modifiziert werden: "Du sollst deines Nächsten Haus nicht übertrumpfen!"

"Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh oder alles, was sein ist."

Das Begehren von anderen Frauen war damals wohl ein besonderes Problem, es kommt schon im Gebot Nummer 6 (!) vor, dort geht es um verheiratete Frauen, nun um die Nachbarinnen; die Erklärung der veränderten Sitten bleibt dieselbe. "Knecht und Magd" sind zumindest bei uns ausgestorben, heute sind damit ausgebildete Fachkräfte gemeint, die gerne abgeworben werden. "Vieh und alles, was sein ist" entspricht einer feindlichen Betriebsübernahme

oder deren Aktien. Die Bedeutungen haben sich geändert, auch hier bleibt das Begehren beim Alten.

Der struwwelpeterige Obelix

Er war so stark und gewöhnungsbedürftig, dass selbst die Bibel an ihm nicht vorbeikommt. obwohl er überhaupt nichts Vorbildhaftes oder gar Christliches an sich hatte. Schon seine Geburt ist spektakulär: Ein Engel sagt im Traum seiner Mutter, dass sie, obwohl unfruchtbar, bald einen Sohn gebären wird, der ein 'geweihter Nasiräer' sein wird. Hat hier eventuell ein gewisser Gott schon mal für die Zeugung seines Sohnes Jesus trainiert? Es wird zwar keine Jungfrauengeburt, aber es wird wider alle natürlichen sonst nötigen Vorgänge ein ganz besonderer Knabe mit übernatürlichen Kräften geboren. Schon als Kind bricht Simson alle Weihverpflichtungen, er hat Kontakt zu Toten, trinkt Wein und Bier und akzeptiert nur das Verbot, die Haare schneiden zu lassen; vielleicht war es ihm sympathisch, weil er damit auffallen konnte.

Bald misst er sich mit wilden Tieren, erwürgt mit blossen Händen einen Löwen, merkt sich die Stelle, wo der Kadaver liegt, und kommt später zurück, um den Honig, den Erdbienen in ihm produziert haben, zu naschen. Tabubruch über Tabubruch.

Dank seines grossen Körperbaus schläft er als Teenager mit Prostituierten, provoziert Schlägereien, aus denen er immer als Sieger hervorgeht, trägt mal einfach so ein Stadttor aus Quadersteinen weg und flieht mit ihm auf einen Berg, die keuchenden Polizisten kommen nicht nach. Als Höhepunkt seiner Kraftdemonstrationen "erschlägt er mit einem grossen Eselsknochen 1000 Männer" (zieht man die Übertreibungen der Weitererzähler dieser Story ab, dann waren es immer noch ein paar).

Einer ersten Freundin gesteht er, dass seine immense Kraft aus den langen Haaren komme, je länger sie würden, umso mehr könne er zuschlagen. Sie erzählt es der Polizei und verdient sich noch eine satte Prämie, als sie eines Nachts meldet, dass er bei ihr schläft. Ein Grossaufgebot überwältigt und fesselt ihn und schneidet ihm die Haare ab. Die Strafen waren damals brutal: Um die Gesellschaft vor weiteren Belästigungen zu schützen, werden ihm erst die Augen ausgestochen, dann wird er an einen Mühlstein festgebunden, den er blind drehen muss, um Korn zu mahlen. Man glaubt, damit das Problem gelöst zu haben und hätte ihn für den Rest seines Lebens im Kreis laufen lassen. Niemand hatte bedacht, dass das

nachwachsende Haar wieder die unbändigen Kräfte zurückbringt.

Eines Tages bringt man ihn auf ein Volksfest und belustigt sich über den über zwei Meter grossen, muskulösen Mann. Man erzählt quasi als Vorbeugung für Raufbolde und schwer erziehbare Jugendliche seine traurige Geschichte. Zur Mittagszeit wird er alleine gelassen und zur Sicherheit an zwei hohen Säulen des Tempels angebunden. Simson nutzt diese unbewachte Situation und betet zu Gott, dass er ihm noch eine einzige Möglichkeit der Rache geben solle. Er wird erhört, bekommt seine volle Kraft zurück und zieht und zerrt so lange an den Säulen, bis das ganze Gebäude in sich zusammenstürzt. Alle sind tot.

Wo liegt der Sinn dieser unsinnigen Geschichte, in der alle umkommen? Ein von Gott in die Welt gesetzter anomaler Mensch wird wegen in ihn bewusst hineingeborene überdimensionale Fähigkeiten zum Verbrecher, fordert logischerweise die Staatsmacht heraus, die schematisch wie immer reagiert und ihn bestraft, in dem sie ihn stillstellt. Hier wäre die Geschichte zu Ende, wenn ..., wenn ... nicht Gott selbst nochmals eingreifen würde und mit nicht erklärbarer Logik alles zum tödlichen Ende führen würde.

Was trieb ihn zu diesem ungewöhnlichen Schluss? Christliche Nächstenliebe kann es wohl nicht sein. Als Erziehungsmethode funktioniert es auch nicht, er unterstützt den kriminellen Aussenseiter. Eine erfundene Geschichte, die erzählt wurde, um Kindern Angst zu machen, ist es auch nicht, es gibt juristische Akten darüber. Wollte Gott nur das letzte Wort sprechen in dieser verfahrenen Story? Oder wollte er beweisen, dass er allein über Gut und Böse entscheidet? Oder ...? Oder ...?

Spionage im Bordell

Es war an einem der spannungsgeladenen Tage vor dem Sturm der Israeliten auf die Hauptstadt des 'Gelobten Landes, in dem Milch und Honig fliessen'. Extremer hätten die Kontraste gar nicht sein können: Auf der einen Seite die ausgemergelten und Jahrzehnte lang gequälten Israeliten in einem tristen Wüstengebiet, gegenüber die mit Grün und Wasser verwöhnten Kanaaniter, nur noch getrennt durch den Jordan, den sie wenig später trockenen Fusses überqueren würden.

Dies war aber nicht vorhersehbar, also schickte König Josua zwei Spione über den Fluss, um die Stadt

und strategische Ziele ausfindig zu machen. Nach den langen Entbehrungen taten die Beiden erst das, was Männer nach so langer Zeit am meisten vermissen: Sie suchten und fanden schnell ein Bordell. Es ist nicht überliefert, wie es ihnen ergangen ist, doch nach der damaligen Sitte waren darin gutaussehende Sklavinnen angekettet und jeder konnte von oben zuschauen. Wahrscheinlich hat sie ihre Kleidung oder ihre Sprache verraten, denn der König von Jericho schickte Soldaten, die das Haus umstellten, es genauestens durchsuchten und auf die bewusste Falschaussage der Puffmutter Rahab hereinfielen, dass die beiden Kunden schon längst gegangen wären. Razzien in der ganzen Stadt brachten kein anderes Ergebnis. Zitternd und schwitzend lagen die beiden Spione stundenlang eingezwängt unter einem Dachvorsprung, wo Rahab sie geschickt versteckt hatte. Ihr Beweggrund, diesen Hochverrat zu begehen, hatte zwei Gründe: Sie war sich sicher, dass sehr bald die israelitische Armee Jericho erobern werde, also massenweise neue Kunden kommen werden, und sie hatte gehört, dass man dort an einen viel effektiveren Gott glaubt als bei ihnen. Ausserdem mussten die Beiden versprechen, dass im Falle einer üblichen Plünderung der Stadt und der Verschleppung der Einwohner als Sklaven, ihr Haus verschont werde. Sie gab ihnen noch etwas Ordentliches zum Essen, verzichtete auf den Liebeslohn und schleuste sie über Umwegen zu einer unübersichtlichen Stelle an der hohen Stadtmauer, wo sie an einem langen Seil nach unten fliehen konnten.

Ihre Zukunft war doppelt gesichert: Die Spione konnten Details abliefern, das Bordell würde einen neuen Gott bekommen und einen gewaltigen Aufschwung nehmen.

Viel später wird Rahab im Neuen Testament offiziell als Heldin gefeiert, ein hervorragendes Beispiel für den richtigen Moment eines Glaubenswechsels. Und Vorbildern soll man folgen.

Endlich geklärt: Warum die Mauern von Jericho einstürzen mussten

Nachdem die Überquerung des Jordans trockenen Fusses gelungen war, ahnten die Israeliten, dass sie nochmals Gottes unkonventionelle Hilfe in Anspruch nehmen mussten, ihnen wurde fast schwindlig, als sie vor den unglaublich hohen und dicken Stadtmauern nach oben schauten. Die Einwohner von Jericho hatten konsequent über tausend Jahre lang daran gebaut und nie hatte ein Heer dieses Bollwerk knacken können. Alle bisher bekannten Eroberungstaktiken kamen hier nicht zum Zuge, die Steinschleudern wurden gleich wieder eingepackt, sie machten nur ein paar Kratzer, mehr nicht, alle Leitern waren zu kurz, man hätte drei bis vier zusammenbinden müssen, das war technisch unmöglich und viel zu gefährlich, das Abbrennen der Stadttore konnte auch nicht funktionieren, sie waren als einzige im ganzen Orient aus Stein.

Kriegsrat über Kriegsrat wurde der Frust grösser, die beiden Spione wurden mehrfach ergebnislos befragt, selbst ein verfrühtes trojanisches Pferd wurde angedacht, doch schnell als aussichtslos verworfen. Die Idee, Jericho auszuhungern, würde Jahre dauern, dazu fehlte den Israeliten Ausdauer und Geduld. Die Stadt hatte sich aus den langen Erfahrungen heraus riesige Vorräte angelegt, sichere Brunnen gebaut und ein Gartensystem für Frischprodukte in allen Höfen und auf allen Plätzen konstruiert. Ihre Verteidiger schafften sich grossen Respekt: Wer sich näher als dreissig Meter an die Mauern heranwagte, wurde mit einem Meer von Pfeilen empfangen.

Jericho stellte sich als gewaltige Trutzburg den Träumen von Milch und Honig im Überfluss entgegen. In dieser Situation konnte nur Gott helfen. Er liess sich nicht lange bitten und versprach sofort, dass sehr bald der ungläubige und sündige König von Jericho und seine Krieger besiegt sein werden, schliesslich könne er damit mal wieder beweisen, welch tolle Möglichkeiten er hat. Selbst bei den gläubigsten Israeliten kamen Zweifel auf und sie baten um Details. Seine Antwort wurde nicht hinterfragt, sie stammte ja von Gott: "Alle Soldaten und die Priester mit der Bundeslade und alle verfügbaren Posaunisten sollen an sechs Tagen die Stadt einmal umrunden!"

Sofort wurde die 30-Meter-Sicherheitszone abgesteckt - und los ging das Ringelreihen um die Stadt; wahrscheinlich haben sich oben die Verteidiger vor Lachen in die Hosen gemacht. Für den siebten Tag kam die Empfehlung von Gott: "Heute geht ihr sieben Mal mit allem, was ihr habt, um die Stadt herum, blast so laut wie möglich in die Posaunen, es muss nicht schön, aber laut sein und lasst dauerhaft Urschreie ab! Alle mit aller Kraft voran!"

Die Generäle schüttelten die Köpfe über diesen seltsamen Schlachtplan, sie machten ohne Hoffnung mit und schienen Recht zu haben, denn bei der sechsten Umrundung war noch alles aufeinander, nichts hatte sich bewegt ausser den Verteidigungstruppen, die oben begeistert mitmarschierten und wilde Anfeuerungsrufe, schneller zu gehen, beisteuerten. Es war mehr ein militärisches Happening als ein

Kampfeinsatz. Dann kam der entscheidende siebte Tag - nichts geschah!

Zweifelnd und ziemlich frustriert, sammelten sich die verhinderten Eroberer im Lager, als plötzlich ein grosses Krachen von der anderen Stadtseite zu hören war. Ein Gewitter? Nein, keine Wolken. Ein Ausbruch der Verteidiger? Niemand zu sehen. Ein unerlaubter Angriff eigener Soldaten, die nicht an die vorangegangene Prozession glauben konnten? Aufsteigende Staubwolken verwirrten noch mehr. Plötzlich knallte direkt vor ihnen eine Zinne herunter, Risse brachen mit Gedonner auf, die ganze Stadtmauer bewegte sich langsam hin und her und stürzte gleichzeitig, als wäre das Dynamit schon erfunden, mit gewaltigem Lärm in sich zusammen und verschwand in einer gelben Staubwolke. Sie senkte sich langsam und gab den Blick auf die ungeschützte Stadt frei. Jericho war kampflos in die Hände der Israeliten gefallen.

Nach der Euphorie begann die Logik der Militärs zurückzukehren: Sie fragten nach, untersuchten, schickten Experten aus, niemand fand nur annähernd einen Lösungsansatz, warum tausendjährige Stadtmauern einfach so umfallen können. Kein Pfeil war abgegeben, keine direkte Einwirkung hatte dafür gesorgt, keine Intrige hatte nachgeholfen. Selbst Gott war über die Wirkung seines riskanten Planes

überrascht und kam noch in derselben Nacht, verkleidet als einfacher Soldat, zum Nachschauen. Tatsächlich hatten alle seine Massnahmen gegriffen: Er wusste, dass die Mauern durch die ständigen Erhöhungen immer mehr in den sandigen Untergrund eingedrungen waren, die Strömung des Flusses hatte über Jahrhunderte für eine Destabilisierung gesorgt, die er geschickt aktivierte. Die sechs Rundgänge mit dem goldenen Kubus der Bundeslade, die von acht übergewichtigen Priestern getragen worden war, destabilisierte die unterirdischen Höhlen. Die nachfolgenden Soldaten lockerten die letzte dünne Sandschicht, und der Grossaufmarsch am siebten Tag liess die Mauern nur ein wenig, aber entscheidend zittern, so, dass irgendwann irgendwo ein erster Teil absacken musste und den gesamten Rest mitriss. Gott lehnte sich genüsslich zurück und freute sich wie ein kleines Kind, dass er seinen Ruf als Gott wieder einmal magisch ausgebaut hatte. Er genoss, dass unten in der Stadt tagelang seine für ihn gerechte Bestrafung der Bewohner von Jericho zu hundert Prozent umgesetzt wurde. Frauen, Kinder, Männer, Alte, alles Vieh wurden umgebracht oder was brauchbar schien, als Sklaven verkauft. Nur ein kleiner bunter Haufen von Frauen durfte die Stadt verlassen. Rahab und Co. stellten ihre Zelte zwei Steinwürfe höher am Jordan auf

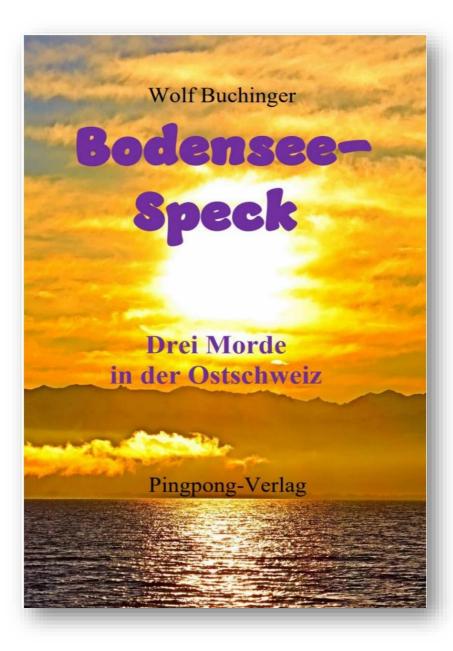
Vielleicht erklärt sich daher das alte Sprichwort: "Ich bin mal gerade über den Jordan gegangen."

Herrlich satirisch, irre originell, spannend, und auch überraschend emotional im Sinne von aggressiv bis wütend. Einerseits kommt natürlich das reiche Wissen des ehemaligen Beinahepfarrers rüber, verbunden mit der Spielfreude, Altbekanntes mal aus ganz anderer Perspektive zu betrachten oder ad absurdum zu stellen, andererseits spürte ich doch auch grosse Enttäuschung und Verärgerung beim Autor, dass sich letztlich nicht wirklich viel zwischen altem und neuem Testament und den heutigen Verhältnissen bei Kirchens geändert hat. Super fand ich, dass ich sogar was Neues lernte. Die Königin Antalja kannte ich doch noch nicht, nur die türkische Stadt gleichen Namens! So ein Mordsweib aber auch! Gefreut habe ich mich, dass er meinen alten "Freund" Nebukadnezar hinreichend gewürdigt hat. Er war der erste Mann, den ich nackt sah! In der Lutherbibel der Oma, wo er auf seinem Lager unbedeckt lag, während das Menetekel an der Wand erschien und der Blitz herabfuhr, sehr beeindruckend.

Hinreissend fand ich die "Ewigkeits"-Deutung mit dem Datennetz, ja, ja, und bei der Teufelsschilderung auf S. 152 dachte ich, mit diesem Buch, insbesondere im zweiten Teil, ist der Autor so ein bisschen in die Teufelsrolle geschlüpft, provokativ und mit Bibelwissen gespickt.

Insgesamt sehr interessant, liest sich leicht und flüssig, setzt gewisse Vorkenntnisse voraus und die Bereitschaft, auch "Heiliges" anzukratzen. (Elke Schumacher, Saarbrücken)





Das Feuer war extrem schnell vom Erdgeschoss auf alle Zimmer übergesprungen. Aus den Fenstern loderte es spektakulär hoch in den rotglühenden Gewitterhimmel dieses letzten Junisonntags: weissgelbe Fackeln mit nur wenig schwarzem Rauch. Die untergehende Sonne sparte das Inferno des zweihundertjährigen Holzhauses aus und beleuchtete nur das gegenüberliegende Bodenseeufer mit bläulichorangenem Licht. Dazwischen verstärkten der schwarzgraue See unter den gleichfarbigen Wolken und die hektisch blinkenden Sturmwarnleuchten das beklemmende Gefühl des besonderen, magischen Augenblicks.

Die Feuerwehr von Silberstein war in Bestzeit oben am Berg, ihre Kollegen aus den Nachbarorten folgten, selbst aus dem Vorarlberger Ländle waren ungefragt zwei Equipen angerückt, zu stark hatte der weithin sichtbare Brand die Menschen am Bodensee aufgeschreckt. Die Erinnerungen an das brennende Friedrichshafen waren bei den Älteren noch zu lebendig, die Jüngeren wussten davon aus deren zahlreichen emotionsgeladenen Erzählungen.

In Katastrophenzeiten hält die Region zusammen, es war ganz egal, ob Hilfe aus dem St.Gallischen, dem Thurgau oder dem der EU angehörigen Österreich kam. Die häufiger werdenden Hochwasserkatastrophen des Sees hatten sie zusammengeschweisst. Doch hier oben, am immer noch lichterloh brennenden Haus, war die Hilfe symbolisch, denn es war nichts mehr zu retten. Trockenes Holz in dieser Menge und auf engstem Raum war ein idealer Nährboden für die gierigen Flammen. Die nun mehr als hundert Feuerwehrkollegen beschränkten ihre Arbeit auf zwei breite Wasserstrahle, die die Umgebung absicherten. Zwei Jungmänner aus dem vorarlbergischen Hard wurden mit Gewalt zurückgehalten, als sie todesmutig in den Keller eindringen wollten, um etwas retten zu wollen, was schon längst verbrannt war.

Wenige Sekunden später stürzte das Haus im Zeitlupentempo und fast lautlos in sich zusammen, Funken sprühten weit in den nun ganz schwarzen Himmel, ein böiger Wind fegte Flammen und Rauch den Hang hinunter und vertrieb die vielen Gaffer, die sich nicht an die Anweisungen gehalten und sich zu nahe an den Brandherd gedrängelt hatten. Der heftige Gewitterregen verjagte auch die zahlreichen Katastrophentouristen, die von weither gekommen waren, um diese filmreife Szene nicht auf dem Bildschirm, sondern hautnah mit allen Emotionen erleben zu können. Der Verkehrsstau rund um Silber-

stein war mindestens so gross wie der vor St.Gallen am Morgen, und die Restaurants und Beizen waren bis Mitternacht überfüllt, denn ein derartiges Jahrhundertereignis musste besprochen werden. Vor allem über die Brandursache wurde heftig diskutiert. Für die einen war die etwas seltsame Besitzerfamilie schuld daran, andere faselten etwas von Brandstiftung, manche von übernatürlichen Einflüssen. Aus vagen Vermutungen kristallisierte sich sehr spät und mit viel Alkohol die Meinung heraus, dass eigentlich nur einer daran schuld sein könne: ER, der Winter. "Unten in der alten Villa am See, Dr. Winter, stink-, stink-, stinkreich und mit guten Beziehungen nach Bern!" klärte man die Nichteinheimischen auf. Damit war der Fall klar: Das Volk hatte den Fall schon gelöst und wartete geduldig auf die Bestätigung durch die Polizei.

Felix Küenzli hatte sich alle Varianten der Spekulationen angehört, lächelte still in sich hinein über die rasant gefällten Lösungen und spürte wieder ganz stark seine Distanz zu Stammtischmeinungen und zum gemeinen Volk überhaupt. War es eine Ostschweizer Eigenart oder war es in allen Beizen weltweit gleich? Er konnte sich diese Frage nicht beantworten, denn während seiner Dienstzeit in Stuttgart war er so gut wie nie in ein Lokal gegangen und hier

in Silberstein besuchte er höchstens zwei bis dreimal im Sommer den Biergarten des "Bäumli".

Der Regen hatte aufgehört. Felix Küenzli keuchte noch einmal den kurzen, steilen Feldweg hinauf zur Brandruine. Caspar David Friedrich kam ihm in den Sinn: weisse Nachgewitterwolken im gleissenden Mondlicht, davor die rauchenden tiefschwarzen Reste des Hauses. Drei Männer der Brandwache, die vor sich hindösten, wollten ihn wegscheuchen, wohl mehr, um ihren Bierkonsum zu kaschieren als aus Sicherheitsgründen. Er zeigte routiniert und lässig seinen Dienstausweis und grummelte: "Kripo Stuttgart!" Die Wirkung war stärker als geplant: "Oh, schon international, schneller als die St.Galler! Können wir behilflich sein, ich kenne Dr. Winter sehr gut!" ereiferte sich der ältere Feuerwehrmann nun hellwach und versteckte geschickt mehrere "Löwengarten"-Flaschen hinter sich. Felix Küenzli wollte mehr aus ihnen herauslocken und griff zu einem fiesen Trick:

"Alkoholfrei?"

"Ja, das schmeckt trotzdem gut!!"

"Seit wann gibt es das bei Löwengarten?"

Die drei waren überrumpelt und gaben nun alle Antworten, die er brauchte, zumal er sie in militärischem Ton verhörte:

```
"Opfer?"
"Keine."
"Sicher?"
"Ja, wahrscheinlich."
"Haustiere?"
"Keine."
"Sicher?"
"Ja, höchst wahrscheinlich."
"Hund?"
```

Dieses Mal blieben sie stumm. Von seinen Spaziergängen wusste er, dass hier ein mittelgrosser Appenzeller Bläss gewesen war, der jeden ankläffte, selbst wenn der schon viele Male vorbeigegangen war. Er gehörte zu der Sorte, die sich von hinten anschlich und in die Waden zwickte, so wie es diese Rasse seit Generationen mit den Kühen machte, die nicht seinem angeborenen Herdentrieb folgen wollten. Ohne Widerspruch nahm Felix Küenzli einen Feuerwehrschlauch, wischte mit der schweren Metallkupplung mehrmals neben dem ehemaligen Eingang hin und her, hakte sich kurz in der Asche fest und legte Teile eines Skeletts frei:

"Brustknochen eines mittelgrossen Hundes!" Im Licht dreier greller Halogenstrahlen ihrer überdimensionalen Taschenlampen zeigten sich im ungeordneten Grau der Asche gelblich-weisse Knochen, halbrund angeordnet.

"Der Hund ist erstickt."

"Woher wissen Sie das?"

"Sieht man, Routine."

Die Männer leuchteten wild suchend durch die Hausreste, entdeckten weiter nichts Wichtiges und fragten voller Respekt:

"Gibt es weitere Leichen?"

"Nein, sicher nicht."

"Wieso sind Sie so sicher?"

"Verbranntes Fleisch riecht."

"Oha, wie?"

"Routine!"

Während die Feuerwehrmänner aufgeregt um die Leiche des Hundes schnupperten, ging er grusslos weg, begegnete dem rotweissen Kombi des Erkennungsdienstes und grüsste kollegial die beiden lustlosen Kollegen, die er vollauf verstand, denn Samstagnacht eine Recherche zu beginnen, hiess, den ganzen freien Sonntag ersatzlos zu arbeiten und den sowieso schon hohen Zeitstress zu erhöhen.

Die Nacht war wie so oft kurz, viel zu kurz. 4 Uhr 20 war bereits spät, denn meistens wachte er schon früher auf, egal ob mit oder ohne Alkohol am Abend zuvor. "Senile Bettflucht schon mit 67", konstatierte

seine sofort funktionierende Fähigkeit, alles erklären und definieren zu müssen. Früher hatte er schon mal Fernsehen geschaut, aber um diese Zeit waren alle Programme seicht und für ihn ganz einfach zu simpel, also begann er in diesen stillen Momenten erst seine Gedanken zu ordnen und dann das bisschen Haushalt zu machen.

Heute spürte er die gewisse innere Unruhe, auf die er seit Jahren gewartet hatte: Ein Fall, den er im Alleingang lösen könnte, denn die hiesige Polizei würde sicherlich irgendein falsches Indiz als Brandursache finden und den Fall schnell ad acta legen. Der Einstieg war maximal, er wusste mehr als andere und hatte dank seiner überdörflichen Denkart und seiner emotionalen Unabhängigkeit einen weiteren klaren Vorsprung.

Und das Wichtigste: Niemand konnte ihm Vorschriften machen oder irgendwie dreinreden, keine Bürokratie, keine Vorgesetzten, keine Medien, er war ganz auf sich gestellt und dazu noch ohne Zeitdruck. Er sah sich als die graue Eminenz hinter den offiziellen Ermittlungen, offiziell überhaupt nicht vorhanden, aber trotzdem offizielle Stellen nutzend, falls er diese überhaupt brauchen sollte. Niemand würde davon erfahren, er wollte Aufklärungssolist sein und seine Fakten keiner Behörde, sondern nur den Medien bekannt geben, um sich selbst in Silberstein die

Anerkennung zu verschaffen, die ihm bisher versagt geblieben war.

Wie er in seinem einzigen aktiven Fortbildungsseminar gelernt hatte, zu dem er als Personalsachbearbeiter irrtümlich zu den Kommissaren geladen war, zeichnete er die drei Ebenen der Recherche auf. Die bekannten Fakten waren mager: ein abgebranntes Holzhaus und eine Hundeleiche. Die sachlichen Vermutungen waren noch magerer: vielleicht Brandstiftung, vielleicht Fahrlässigkeit.

Die Visionen waren gewaltig, die dörflichen Fantasien lebten davon, hier durfte er nicht ansetzen. Zu vage und emotionsgeladen waren die Vermutungen, ähnlich der Verfolgung von Hexen im Mittelalter: Wer unbeliebt war oder sich seltsam verhielt, war stark gefährdet.

Er selbst hatte keine Chance, weiter bei der Bevölkerung zu recherchieren. Er hatte von Anfang an gespürt, dass "die Dütsche" hier nie gleich viel Vertrauen erwarten konnten wie ein einheimischer Beamter. Ein befreundeter Pfarrer aus Duisburg, der voller Begeisterung und mit Illusionen über die Freiheiten in der Schweiz mit hohem Lohn und mietfreier Wohnung hierhergelockt wurde, weil hier zu wenig Pfarrer ausgebildet worden waren, klagte schon nach ein paar Tagen über die Intoleranz in

seiner Gemeinde: "Sie müssen so predigen wie ein Schweizer."

"Sie sollten schnellstens unseren Dialekt lernen, wir verstehen Sie schlecht."

"Können Sie nicht langsamer predigen, wir wollen schliesslich genug Zeit zum Nachdenken haben."

Er selbst spürte schmerzlich diese mangelnde Bereitschaft, Fremde zu akzeptieren, gleich schon am ersten Tag, als die junge Angestellte der Stadtverwaltung sich weigerte, ihm zu erklären, was eine "Identitätskarte" ist.

"Entspricht sie unserem Personalausweis oder kann sie mehr?"

Sie antwortete schnippisch: "Wir sind hier in der Schweiz" und wandte sich dem nächsten Kunden zu. Er stand nicht im Mittelpunkt der Gesellschaft wie ein Pfarrer und er beschloss das wieder zu tun, was er in Stuttgart immer wieder erlebt hatte: "Wie du mir, so ich dir! Ich bleibe ich und baue mir einen symbolischen Gartenzaun um mein Dasein, über den ich nur hinausschaue, wenn es mir nützt."



Buchingers «Buchfab

Erlen. Nichtstun liegt wohl nicht in der DNA von Inga und Wolf Buchinger. Steht das Paar nicht als Duo «Kernbeissers» auf der Bühne, werden Bücher produziert. In diesem Jahr sind es vier.

Hannelore Bruderer

ber den Buchtiteln steht sein Name: Wolf Buchinger. «Der Arbeitsanteil meiner Frau Inga an der Entstehung eines Buches ist jedoch gross, meist sogar grösser als meiner, sagt Wolf Buchinger. «Ich schreibe, lege ihr das Manuskript hin und sage: Mun mach du mal.» Inga Buchinger ist zuständig für das Lektorat, gibt ihm ihre Anregungen weiter, kümmert sich um das Layout und die Bebilderung. Letzteres kann besonders viel Zeit beanspruchen wie beim in diesem Jahr erschienenen Buch «Helvetia - ich liebe dir». «Ich habe eher 10000 als 5000 Fotografien aus unserem Archiv dafür durchforstet». lacht sie.

Schweizer Eigenheiten

Inga und Wolf Buchinger leben seit 50 Jahren in der Schweiz und sind Schweizer Bürger geworden. Dass sie ihre Wurzeln in Deutschland haben, lässt sich nicht verleugnen, denn beide haben ihre Sprache beibehalten. In ihren Werken spielen sie aber liebend gerne mit schweizerdeutschen Ausdrücken und noch lieber mit den Eigenheiten des hiesigen Volkes. «An diesem Buch haben wir zwei Jahre gearbeitet und ohne die Coro-



Auch auf dem Tandem ein eingespieltes Tea

na-Einschränkungen, die das Reisen einschränkten, hätten wir es in dieser Zeit wohl kaum geschafft», blickt Wolf Buchinger zurück.

«Wir haben dieses Buch anlässlich unserer 50 Jahre in der Schweiz vor allem für uns geschrieben und wir gönnen uns den Luxus, dass es kein kommerzieller Erfolg werden muss.» Wolf Buchinger, der gut drei Jahrzehnte lang für den «Nebel-

rik» läuft



rn: Inga und Wolf Buchinger.

Bild: hab

spalter» schrieb und bei «TVO» als Moderator tätig war, verarbeitet darin mit viel Humor seine Erfahrungen im Land der Eidgenossen und Betrachtungen über dessen Einwohner. Dabei nimmt er kein Blatt vor den Mund. «Ich habe mich da an den Käse-Werbeslogan «Es bitzli stinke mues es» gehalten», schmunzelt er. Knapp 30 Seiten hat Buchinger seiner Wohngemeinde Erlen gewidmet. «Wir sind beide auf dem Land aufgewachsen, hier erleben wir unsere Jugend sozusagen rückwärts wieder.»

Es wird gemordet

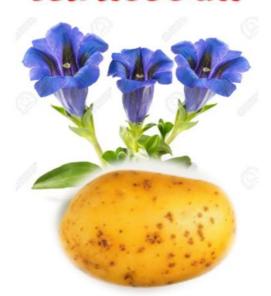
Während zwei weitere Bücher noch in Arbeit sind, ist «Bodensee-Speck - Drei Morde in der Ostschweiz» bereits erschienen. Mit drei Morden auf 125 Seiten präsentiert Wolf Buchinger seiner lokalen Leserschaft einen Krimi, der im fiktiven Silberstein spielt, «Eigentlich mag ich keine Krimis und lese im Gegensatz zu Inga auch keine», sagt Buchinger. «Weil ich deshalb nicht den gängigen Schemas verfalle, habe ich beim Schreiben von Krimis viel Freiheit.» So hält sich der Autor bei seinem Roman nicht mit langen Beschreibungen seiner Protagonisten auf, denn seine Leserinnen und Leser sollen frei assoziieren und die Erzählung und die darin vorkommenden Personen nach ihrem Empfinden erleben. Diese Art zu schreiben sei vielleicht ein Wagnis, gibt der Autor zu. «Aber mich freuts.»

Bezugsquelle

Beide Bücher sind im Pingpong-Verlag, Erlen, erschienen und über E-Mail inga.buchinger@bluewin.ch erhältlich. Helvetia – ich liebe dir: Wolf Buchinger, ISBN 978-3-9524714-7-0 und Bodensee-Speck – Drei Morde in der Ostschweiz: Wolf Buchinger, ISBN 978-3-9524714-8-7. (hab) Wolf Buchinger

HELVETIA

Ich liebe dir



Ein Pfälzer wird Eidgenosse Pingpong-Verlag

Seit 1874

Die älteste Satire-Zeitschrift der Welt



Dass die Schweiz Ende des 19. Jahrhunderts von den Franzosen besetzt war, wissen die Wenigsten. Hier hat man diese Schmach verdrängt, auch wenn sich dadurch die Eidgenossenschaft um einiges in die Moderne entwickelt hat. Vor allem die mittelalterliche Rechtsprechung wurde an die modernere von Napoleon angeglichen.

Damals gab es Proteste, Gewaltaktionen und Depression, denn eine fremde Besatzung hatte man hier seit Jahrhunderten nicht mehr erlebt.

Protest auf seine Art kreierte damals der Journalist Nötzli in Zürich, als er heimlich Protestblätter druckte und sie verteilte. Der Titel "Nebelspalter" war schon die erste Provokation, er meinte die besonders hochgezogenen Mützen der verhassten französischen Soldaten. Und wie das damals auch schon üblich war: Das Blatt kostete etwas, denn was nichts kostet, kann nichts sein. Diese Einstellung ist bis heute geblieben. Als vor kurzem eine grosse Kaffee-Firma in die Schweiz expandierte, bot man eine "Probiererli" - Tasse für 50 Rappen an. Wenig Resonanz. Das Management erkannte die hiesige Mentalität und erhöhte auf einen Franken. Der Erfolg war gesichert. Der Nebelspalter serbelte etliche Jahre vor sich hin, blieb lange ein Geheimtipp für Intellektuelle und Unzufriedene. Humor war darin auch zu finden, er blieb aber hauptsächlich ein Protestblatt.



Dann kam der Erste Weltkrieg. Nun prägte brutale Realität das Leben. Viele retteten ihre Emotionalität in die Kirche und manche suchten Halt im Mix aus Protest, Humor und Satire. Der Nebelspalter passte sich an und wurde zum nationalen Ventil freier Gedanken. Eine Zeitung ist am darauffolgenden Tag alt, der Nebi nicht. Und so ist es bis heute geblieben: Von allen Zeitschriften der Schweiz hat er die höchste Anzahl an Lesern, weil ein Exemplar von bis zu 25 Personen in die Hand genommen wird. Er wird gerne beim Arzt im Wartezimmer gelesen, und da man meist nur ein paar Seiten schafft, lässt man ihn auch einfach mal mitgehen.

Satire blüht in Krisenzeiten auf. Man braucht sie, um das Leben ein Stück besser zu meistern.



Die grösste Bekanntheit erlebte der Nebelspalter im Zweiten Weltkrieg. Nun erschien jede Woche ein geliebter "Nebi". Die Nazis protestierten bei jeder Ausgabe und die Zeichner und Autoren standen als erste auf der Liste ins KZ.

Nach dem Krieg verflachte das Interesse der Leser je nach den Zeitumständen, aber im kalten Krieg und in Wirtschaftskrisen ging es ihm besser. Trump, Corona und Putin haben ihm wieder höhere Auflagen beschert. So ist das Gesetz der Satire, man braucht sie besonders in ungewöhnlichen Zeiten.

Der Nebi hat mich über vierzig Jahre eng begleitet, habe ich doch Hunderte von Artikeln für ihn geschrieben.

Die Schweizerische Nationalbibliothek hat alle Ausgaben digitalisiert. Es macht Spass darin zu blättern. Das Layout, die Reklame, die Zeichnungen, die Textformen haben sich gewaltig verändert. So kann man auf angenehme Art, Geschichte besser verstehen.

Promis - ganz nah

TV-Sendung, Wolfsmenschen'

"So machen wir es!" Die Entscheidung des potenten Hauptsponsors fiel unglaublich schnell, die Tasse Kaffee war noch nicht ausgetrunken. Der Deal war einfach: Ich hatte alle Freiheiten, die Sendung zu gestalten, es mussten aber hochkarätige Prominente aus der Schweiz sein.



Damit begann die letzte Stufe meiner Aktivitäten bei Radio und Fernsehen.

Als Student hatte ich bei einer Demo überraschend ein Mikrofon des Saarländischen Rundfunks vor dem Mund und stotterte irgendetwas Sinnloses. Ich beschloss, meine Ängste vor solchen Medien abzubauen. Dabei war mir wenige Tage später der Zufall behilflich. Im Lift des Studentenheims fragte mich ein älterer Kommilitone, ob ich nicht Lust hätte, im "Studentenfunk" über meine Erfahrungen als

Studienanfänger zu reden. Trotz riesigem Respekt vor Studio und Technik schaffte ich es, etwas Vernünftiges zu sagen. Bei der Nachbesprechung fragte der Leiter, ob wir jemanden kennen, der mitmachen könnte. Mutig hob ich die Hand. Nach einer professionellen Ausbildung in Technik und Sprechen, lieferte ich mit meinem Uher-Spulentonbandgerät zusammengeschnippelte Dreiminutenbeiträge ab und mit meiner Band spielten wir das Indikativ ein, das 17 Jahre lang lief und mir jeden Monat Tantiemen in Höhe von einer Mark achtzig einbrachte.

Kaum in der Schweiz, begannen die ersten privaten Lokalradios zu senden. Meine Frau und ich wurden mit den vorgeschlagenen Programmbeiträgen "Deutschstunde" und "Vive la France" sofort engagiert und sendeten mehrere Jahre jeden Donnerstagabend.

Im Gedächtnis blieben logischerweise die Pannen hängen:

Am Ende unserer Sendungen mussten wir zwei Kabel umstecken für das gemeinsame Nachtprogramm eines befreundeten Senders. Eigentlich Routine. Bis zu dem Abend, wo uns der Sendeleiter vor dem Studio entgegenraste: "Ihr habt eine Sendepause provoziert! Sieben Minuten schon!" Alle hatten es ge-

wusst, nur wir nicht, die Kabel mussten neu in einer anderen Schaltstelle eingesteckt werden.

Oder das Interview mit Georges Moustaki, das wir nach dem Konzert im "Olympia" in Paris in seiner Garderobe führen durften. Stolz hatten wir exklusiv 15 Minuten auf unserem Kassettenrecorder aufgenommen und kündigten es gross an. Aber dann! Wir drückten die Play-Taste: Totenstille - nichts! Verzweifelte weitere Versuche ohne Erfolg. Später fand ein Techniker heraus, dass die Kassette entmagnetisiert worden war, weil wir sie auf den Monitor-Lautsprecher gelegt hatten,

Die nächste Panne führte mich ins Dasein als TV-Moderator. Der Züricher Stadt-TV-Sender hatte eine Aufführung von "Kernbeissers" aufgenommen. Das Licht war zu schwach gewesen, wir versuchten zu retten, was zu retten war und konnten immerhin noch 25 Minuten zusammenzuschneiden.

Danach kam die Anfrage: "Hättet ihr nicht Lust, bei uns mitzumachen? Keine Gage, aber professionelle Ausbildung." Ich durchlief alle Stationen des Fernsehmachens: Kabelträger, Ton, Kamera, Regie, Produktion eigener Filme. Meine Ängste vor diesem Medium hatten sich nun in professionelle Begeisterung verwandelt.

Eines Abends hatte ich Kamera-Dienst für eine Live-Sendung. Die Moderatorin war 45 Minuten vor Beginn immer noch nicht da. Handys gab es damals noch nicht und sie war nicht zu erreichen. Dreissig Minuten vor der Sendung kam der Regisseur ins Studio, zeigte auf mich: "Du hast doch studiert, du machst die Sendung! Besser eine Kamera

weniger als kein Moderator."

Der Gast war ein bekannter Pfarrer, der Kriminalromane schrieb. Zufällig hatte ich einiges von ihm gelesen. Während der kurzen Vorbesprechung wurde meine erste Maske gepinselt, - man fühlt sich wie ein fettes Schweinchen - und irgendwer hatte ein Jackett gefunden, das mir halbwegs passte, aber stark nach Zigarrenrauch stank. Mir blieb keine Zeit, Lampenfieber zu haben, zu heftig waren die improvisierten Vorbereitungen.

Punkt 20 Uhr stellte ich die erste Frage. Der Pfarrer schaute mich gross an. Ich wiederholte sie. Er schaute mich irritiert an. Ich verstand die Welt nicht mehr und formulierte um. Endlich reagierte er: "Das habe ich Ihnen doch alles schon im Vorgespräch gesagt."

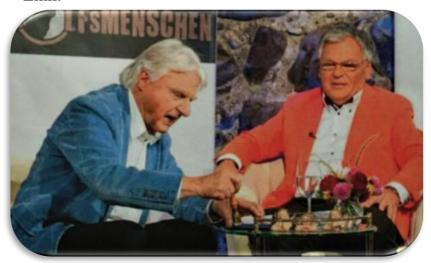
Der Rest der Sendung verlief reibungslos, ich war plötzlich der neue Haupt-Moderator für Promis - und sendete wieder einmal jeden Donnerstag. Die Einschaltquoten stiegen in die Hunderttausende und viel zu oft erkannten mich Menschen und drängten mir Personen auf, die unbedingt in die Sendung müssten.

Das Ende war dramatisch: Der private Besitzer hatte krumme Geschäfte in und um den Sender gemacht. Als ich eines Donnertags am Studio ankam, wurde ich von der Polizei empfangen: "Ab sofort gibt es diesen Sender nicht mehr."



Wer einmal an diesem Medium geleckt hat, wird abhängig. Ein paar Monate später gab es den neuen Regio-TV-Sender in St. Gallen. Ich startete mit der Nachmittagssendung "Generation Gold" mit bekannten Senioren und bald darauf sass ich mit dem neuen Produzenten im Café.

"WolfsMenschen" startete, hielt sich über fünf Jahre und ich erfüllte meine Träume mit beinahe allen Promis, die die Schweiz hatte, inklusive Paola, Kurt Felix, mit dem ich sein letztes hochemotionales Interview kurz vor seinem Tod führte, und natürlich Emil.



Die Krone war schon fix festgelegt: Udo Jürgens hatte nach langen Kontakten endlich zugesagt. Doch die Finanzen des Senders waren marode und eine Investorengruppe wollte nur noch günstige Produktionen.

Wir alle erhielten die Kündigung per SMS am Silvestermorgen.

Als Journalist, Radio- und TV-Moderator über viele Jahre habe ich ein verdammt gutes Gefühl bekommen, alle diese Medien im Griff zu haben. Jetzt möchte ich noch einmal als Student ein Mikrofon vor mir haben.

Stolzer Nachschlag: Jeder Moderator hat seine Story, an welchem speziellen Ort man ihn wiedererkannt hat. Meiner ist kaum zu überbieten. Oman, fünf Jahre nach meiner letzten Sendung. Wir sind 300 Kilometer in ein kleines Wüstenkaff gefahren, um dort eine der letzten originalen Kamel-Karawanen zu erleben, die gerade starten sollten. Pech gehabt, sie waren schon weg. Aus Frust beschlossen wir, alle kleinen Winkel des Dorfes anzuschauen.

Und dann geschah es: Am Ende der Welt bog ein europäisch gekleidetes Ehepaar um die Ecke. Bevor wir grüssen konnten, schrie sie begeistert: "Ich habe alle Ihre Sendungen gesehen."

Wer bietet mehr?

Geheime Kommandosache

Ich hätte die Welt retten können

telang in unbezahlte Arbeit erstellte Idee eines hochengagierten Teams abgeschmettert mit der Mail: "abgelehnt!". Als Kommunikationsberater sollte ich das Team wieder auf die Beine stellen und schrieb ihm als Erstes, dass er so brutal nie und nimmer das Vertrauen seiner Mitarbeiter erhalten kann.

Nach 10 Jahren hatte er mich nun in seiner Firma bemerkt und übergab mir einen "heiklen und geheimen Fall", der tatsächlich die mit Abstand grösste Herausforderung für mich wurde: Ein aus Osteuropa

Der CEO einer Schweizer Weltfirma hatte die mona-

stammender Mathematiker mit dem Spezialgebiet Weltraumberechnungen sollte auf eine Präsentation vor "ganz wichtigen Männern" vorbereitet werden, die sich für seine besondere Entdeckung interessierten.

Anstatt mit ihm Präsentationstechniken zu trainieren, musste ich ganz unten anfangen, quasi ein Kind zum Mann formen. Er konnte nicht gerade sitzen, sondern lümmelte auf dem Stuhl herum, nervös und mit Haltungen eines unerzogenen Erstklässlers. Beim Trinken schlürfte er, beim Essen bohrte er zwischen den Zähnen und manchmal hatte ich das Gefühl, dass er heimlich furzte. Ich meldete diese Zusatzaufgabe

nach oben und erhielt alle Zeit genehmigt, die dazu nötig ist.

Ohne es zu ahnen, wurde ich mit diesem Auftrag ein Geheimnisträger der besonderen Art. Im Betrieb bekam ich ein elektronisches Badge, das immer meine Position bekannt gab. Im Innersten der Entwicklungsabteilung durfte ich nur den Trainingsraum und eine Toilette betreten, ein eigens abgestellter Securitas-Mann kontrollierte mich, begleitete mich vom Eingang bis zum Ausgang und sorgte dafür, dass ich in andere Räume keinen Einblick hatte.

Mein Mathematiker entwickelte sich prächtig. Er hatte sofort verstanden, dass mit unserer speziellen Arbeit seine mangelnde Erziehung nachgeholt wird und er damit Zugang zu höheren Positionen bekam. Und da sein Englisch katastrophal war, büffelte er mit unglaublich schnellen Fortschritten mit einem Privatlehrer.

Die eigentliche Aufgabe stand aber noch bevor: Er sollte seine offensichtlich geniale Entdeckung einem elitären Publikum präsentieren. Um das Risiko möglichst gering zu halten, einigten wir uns auf nur zehn hochkonzentrierte Minuten. Viele Male trainierte er immer wieder dieselbe Abfolge, untermauerte sie mit endlosen Formeln und Berechnungen und lernte, sie akzeptabel zu präsentieren. jedes Mal nahm er die

SD-Karte meiner Video-Kamera mit und sicherte sich die Fortschritte ab.

Nach vier Monaten war es dann so weit: Vor der ganzen Führungselite sollte er beweisen, dass er sich und die Firma würdig vertreten kann.

Der CEO begrüsste mich persönlich und zeigte sich "gespannt, was wir denn so alles hingekriegt haben". Wie immer machte ich eine Video-Kontrolle für eine eventuelle Nachbesprechung. Die Präsentation lief richtig gut, er rief alles Antrainierte problemlos ab, die Zufriedenheit des Publikums spürte man und sah es an ihren Körperbewegungen. Er hatte den Text auswendig gelernt, ich kannte ihn auch schon halb auswendig.

Doch gleich nach der Einleitung zeigte er per Beamer ganz andere Formeln und Fotos. Zuerst verstand ich nur Bahnhof und erst über die Bilder wurde mir klar, dass hier gerade ein extrem wichtiges, neues militärisches Geheimnis präsentiert wurde: Mit seinen Berechnungen war es möglich, eine Rakete so genau zu steuern, dass sie von der Erde gestartet bis zum Mond eine Zielgenauigkeit von maximal drei Metern erreichen kann und so alle bisherigen Abwehrmöglichkeiten entscheidend verbesserte. Ganz in der Nähe der Firma war dies von einem gut

getarnten abgelegenen Bunker mit Laser vielfach bewiesen worden.

Meine Gefühle fuhren Achterbahn. Zum einen der Stolz, diese Entwicklung mitgetrieben zu haben, zum anderen der Bluff, mit den falschen Trainingsbildern getäuscht worden zu sein und langsam kam der Gedanke auf, ob eine solche Entwicklung überhaupt gut für die gesamte Menschheit sein könne.

Der Beifall war gut und bewies, dass nun weltweit die Abschuss-Sicherheit für alle Militärs entscheidend verbessert wird. Die ersten Interessenten waren schon drei Tage später angesagt.

Der CEO gratulierte mir entspannt und bat mich "aus Sicherheitsgründen", ihm meine SD-Karte zu übergeben. Ich tat es und wusste sofort, dass ich das Geheimnis dennoch weitergeben könne, denn die Video-Kamera überspielt automatisch auf den internen Speicher.

Sollte ich es ihm sagen? Sollte ich die Aufnahmen verwenden, um allen Nationen den gleichen Vorsprung zu geben, damit er sich von selbst neutralisiert? Sollte ich erst einmal mit der Weitergabe warten? Könnte ich vielleicht reich werden mit geheimen Verkäufen?

Ich traf instinktiv hoffentlich die richtige Entscheidung und schaute ihm tief in die Augen: "Sorry, aber

die Kamera hat die ganze Aufnahme auch im internen Speicher." Er antwortete in seiner typischen Art: "Löschen!" und wartete, bis ich ihm zunickte, dass der Löschvorgang beendet war.

Habe ich alles richtig gemacht? Vielleicht hätte ich die Welt retten können?!

Profit vor Moral

Kaviar und Hummer für die Schweine

Wenn hier geheiratet wird, lässt man es krachen. Je nach Finanzkraft der Eltern gilt: Das Beste ist gerade gut genug, koste es, was es wolle.

Und in der Schweiz kostet es.

In Zürich lebt eine ganze Branche von Restaurants von diesen Ansprüchen, vor allem die historischen Zunfthäuser in der Altstadt.

Schon vor dem luxuriösen Abendessen wird geklotzt: Ein Bauunternehmer hängt seiner Braut ein Auto per Kran vor das Fenster, wo der Aperitif mit Champagner gereicht wird. Das Brautpaar fliegt per Fesselballon auf der Wiese ein, die Eheringe werden vom Hubschrauber abgeworfen oder die Neuvermählten fliegen per Fallschirm ein, - wobei in diesem Fall die Braut samt Brautkleid im See gelandet ist und von der Rettungswacht im letzten Moment rausgezogen werden konnte.

Das Abendessen ist ein Ritual über vier Stunden. Riesiges Vorspeisen-Buffet mit den teuersten Produkten aus aller Welt. Die Luxussuppe, durchaus mit Schildkrötenteilen. Das Zürcher Geschnetzelte und die Desserts, die für eine ganze Kompanie gereicht hätten. Als Musiker sieht man das Ganze mit gemischten Gefühlen. Luxus anschauen ist schön, aber wenn man selbst um Mitternacht mit zwei Wienerli abgefertigt wird, kommt ein Gefühl der Missgunst auf.

Dagegen hatten wir ein probates Mittel entwickelt. Nach Schweizer Gesetzen müssen die Reste der Buffets weggeworfen werden. Niemand ausser den Gästen darf davon essen, auch nicht des Personal, eine Weitergabe an soziale Institutionen ist untersagt.

Dümmliche Vorschriften kann man umgehen: Wenn alle gegangen sind, kann man mit dem Personal einen Deal ausmachen. Es sucht sich Teile des Desserts aus, wir Musiker bekommen dafür Zugang zu den Vorspeisen. Einer hält Wache, die anderen füllen in gewohnter Eile und Routine Akkordeonkoffer oder vorbereitete Einkaufstaschen mit all den Herrlichkeiten, die man sich sonst nie leisten würde.

So wechseln sechs Hummer, ein Pfund Kaviar, Crevetten-Cocktails, ein Kilo Bündner Fleisch und ein bis zwei Dutzend Canapés mit edlem Belag den Besitzer.

Zuhause angekommen, entsteht für die nächsten Tage ein Organisationsproblem: Wer kann und mag solche Massen von Delikatessen überhaupt essen? Nachbarn erhalten ihre Zwangszuteilungen und bestellen sich bald "nur einen Hummer bitte und nicht mehr als hundert Gramm Kaviar!"

Der logistische Höhepunkt waren die Zusatzgaben eines Pommes-Chips-Herstellers. Zuerst bedankte sich der Sohn mit 60 grossen Packungen und dann der Vater ebenfalls.

Irgendwie ist so etwas absurd und irreal. Doch die Gewissheit, dass sich am nächsten Morgen ein Bauer alle diese Luxus-Spezialitäten abholt und sie seinen Schweinen verfüttert, rechtfertigt ein solches Abenteuer.



Integration mit Magie

Ein modernes Wunder in der Dorfkirche

Wer hier seinen Lebensmittelpunkt aufs Dorf verlegt, muss sich zwingend an die herrschende Kultur anpassen, wenn er sich integrieren will, sonst bleibt er - wie die meisten Ausländer - ein Fremder. "Heimat" bedeutet schliesslich, nicht anonym zu wohnen und zu leben, Heimat heisst, sich zu integrieren, soweit dies in der ersten Generation überhaupt möglich ist.

Für die Teilnahme an einem nationalen Wettbewerb hatte ich einen Vorschlag ausgearbeitet und den gesamten Gemeinderat zu einer "Besprechung" in unser Wohnzimmer eingeladen. Diese entwickelte sich zu einem langen, positiven Abend und sehr schnell war ich mit dem "Machtzentrum des Dorfes" per Du, was uns einige Türen öffnete.

Die Pfarrerin bat mich bald darauf, eine Predigt in ihrer Kirche zu halten. Die Bedingungen waren klar: ein "christlich, modernes Thema, höchstens achtzehn Minuten".

Ich arbeitete hart und intensiv für die Ehre, einmal im Leben auf einer Kanzel stehen zu können und wetterte gegen die Abhängigkeit der Menschen von Computern, Smartphones und Co. Erst versteckten die Konfirmanden ihre Geräte, dann merkte ich am wohlwollenden Nicken der Besucher, dass ich in ihrem Interesse predigte.



Für den Schluss hatte ich mir eine besondere Aktion ausgedacht, um ganz christlich eine Lösung für diese Abhängigkeiten zu finden: Ich hob mein uraltes Laptop in die Höhe, klappte es zu und warf es, unter den entsetzten Blicken der Kirchgänger, von oben in weitem Bogen auf den Steinfussboden der Kirche.

Und dann geschah das Wunder: Das defekte Gerät klappte sich von selbst wieder auf, begann zu zucken, zu flimmern und wie in einem heftigen Gewitter zu blitzen. Nachdem sich das erste Entsetzen gelegt hatte, stand die Pfarrerin auf, schnappte sich dieses Wunderding und versteckte es unter ihrem Talar.

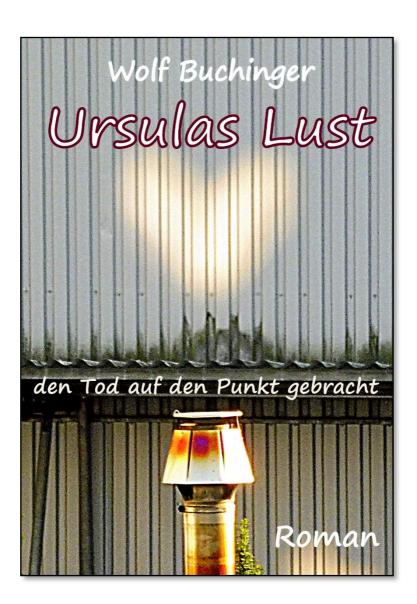
Beim anschliessenden Kirchen-Kaffee sagte eine ältere Dame: "Wenn Sie vor zweitausend Jahren ein solches Wunder vollbracht hätten, stünden Sie in der Bibel."

Evolution

Als Deutscher war ich beweglich, schnell, direkt, wortgewandt, zugänglich, offen, aufgeschlossen, ausländerfreundlich.

Jetzt als Schweizer bin ich radikal friedlich, ausgewogen kleinkariert, aggressiv bürgerlich, urdemokratisch.

Liebe Schweizer! Solch gewaltige Veränderungen hauen selbst den stärksten Germanen um. Bitte lasst mich noch es bitzeli euer Sauschwob sein!



"Nein, nein, es gefällt mir hier überhaupt nicht. Rundherum nichts wie siechendes Nichts, alle ausgelaugt, psychisch erledigt und gerade noch in der Lage, hell und dunkel zu unterscheiden. Keiner will auch nur eine einzige Sekunde hergeben, egal wie dreckig es ihm geht. Es ist zum Kotzen mit dieser Sturheit, sich sinnlos an das bisschen Leben zu klammern."

"Sorry, wenn ich widerspreche, aber dafür sind Altersheime doch gemacht."

"Erstens sind wir hier in einer Altersresidenz, das kostet mehr, also darf man auch mehr erwarten und zweitens wird hier viel verdient mit Zusatzleistungen, also tut man von der Leitung ebenfalls alles, um das Siechtum so lange wie möglich aufrecht zu erhalten. Ich hasse dieses System."

"So wird es bleiben, solange es Menschen gibt. Bei Karl May habe ich als Jugendlicher gelesen, dass echte Indianer spüren, wann es so weit ist und sie der Gemeinschaft zur Last fallen. Dann nehmen sie Abschied und gehen immer geradeaus in die Prairie bis zum Ende ihrer Kräfte, setzen sich hin und warten, bis es so weit ist. Es soll sogar vorgekommen sein, dass sie mit den Geiern, die sich ahnend der Dinge, daneben gesetzt haben, geredet haben, etwa: "Bitte pickt mir erst die Augen aus, wenn ich sicher tot bin

und nichts mehr spüre!" Ob es die Vögel verstanden haben, wird man nie herausfinden, aber ich glaube, dass es selbst im Tierreich ein wenig Achtung vor dem Tod gibt."

"Ein schöner Gedanke, ja, so sollte es sein. In unserer heutigen Zeit würde man wohl dann, wenn die Kräfte nachlassen, beim Überqueren einer Autostrasse von einem Auto überfahren …"

"Hast du schon drüber nachgedacht, wie du es halten wirst, wenn es so weit ist?"

"Oh je, ich bin eher der Typ, der es drauf ankommen lässt und hofft, dass er abends einschläft und morgens schmerzlos gestorben ist."

"So sterben nur drei Prozent, also vergiss es! Du hast also keine Vorstellung, bis wann du dein sicher einsetzendes Leiden akzeptieren wirst?"

"Nö, es ist doch naturgegeben, dass man ertragen muss, was auf einen zukommt. Es gibt heute unglaublich viele Möglichkeiten, Schmerzen zu unterdrücken."

"Und irgendwann werden sie dennoch unerträglich. Und dann?"

"Tja, dann ..., dann hoffe ich, bald zu sterben."

"Und wenn es nicht funktioniert?"

"Dann hoffe ich weiter."

"Immer weiter und mit noch mehr Schmerzen?"

"Äh, ja, du sprichst Selbstmord an? Ich soll mich selbst umbringen? Nö, nö, das kann ich nicht. Wenn ich mir vorstelle, dass ich mir eine Kugel in den Kopf jage und eine Riesensauerei veranstalte … oder ich mich vor den Zug werfe und alle meine Körperteile liegen zerfetzt darunter oder kleben an der Lokomotive … oder ich springe von einer Brücke auf eine Strasse und traumatisiere Autofahrer.

Nein, danke für die Nachfrage. Ich weiss, dass ich zu feige dafür bin und bis zum Schluss durchaus in einem deiner Nachbarzimmer dahinvegetieren könnte. Ja, so sind wir Menschen."

"Nein, nein, nein! Dreimal nein! So sind wir nicht! Wir müssen uns ändern, um jedem einzelnen einen würdevollen Tod zu ermöglichen."

"Die Gesetzeslage macht es unheimlich kompliziert, selbst zu bestimmen, wann man gehen will, diesen Zirkus möchte ich nicht mitmachen." "Error! Seit Neuestem gibt es in Europa einen Wandel. Ausgerechnet die brave und biedere Schweiz erlaubt seit Jahren, dass man unter bestimmten Umständen nach Rücksprache mit zwei Ärzten und professioneller Begleitung einen Becher Gift trinken kann. Und nun ziehen andere Länder nach. Es geht also problemlos, wenn man es wirklich will, selbst wenn ein kleiner Ortswechsel nötig ist."

"Du bist gut informiert. Du wirst es also tun?"

"Ja, ganz sicher, ich habe Wochen oder wahrscheinlich Monate gebraucht, um mir ganz sicher zu sein. Ja, ich werde es tun."



Mem		
Leben.		
Leben?		
Daneben.		
Langeweile.		

Bin schon 70.

1/-:--

Fast scheintot.

Und selbst schuld.

Ich schwimme im Geld.

Kann nichts damit anfangen.

Ausser es weiter zu vermehren.

Es ausgeben, um wirklich zu leben?

Aktiv sein und etwas Positives anfangen?

Davon habe ich geträumt, das war's dann schon.

Ich habe mich um Zahlen und kaum um Menschen gekümmert.

Nun lebe ich, um zu sterben und glaube nicht mehr an ein Wunder.

Die Kommission hat Sie auserwählt!

Holidrio! Wow! Das kann doch nicht wahr sein! Ich glaub', ich spinne! Yippiyeah!

Scheisse ..., mein ruhiges Leben ist vorbei! Endgültig. Für immer. Er wird mich überleben. Ich werde endlos weiterleben. In ihm. Mein Gott, ich bin der Erste, der sich einen unerfüllbar erscheinenden Lebenstraum erfüllen kann. Ich. Ich. Paul, der Unbedeutende. Paul, der bald Weltberühmte. Paul, der in wenigen Monaten direkt neben Gott stehen wird. Paul, Paul, wenn das deine Eltern wüssten ... und Waldi, mein treuer Dackel, der leider zu früh überfahren wurde, ihn hätte ich auch gerne mitgenommen. Schade - und doch so schön! So schön! Puuh, ich muss mich schütteln, um es zu glauben! Ja, Paul ist wach, nein, er träumt es nicht wie schon so oft. Paul ist ausgewählt worden unter Hunderten von Bewerbern, vielleicht unter Tausenden. Mein Name wird in den Geschichtsbüchern stehen, gleich neben allen Entdeckern: Christoph Kolumbus und Paul, Neil Armstrong und Paul, warum so bescheiden, ich gehöre zu den allergrössten Weltveränderern: Jesus Christus und Paul, Haha! Paul Bocuse ist ein Nichts im Vergleich zu mir. Nach mir werden Städte und Schiffe benannt werden, Inseln und

Sterne, "Paul's Bier", "Paul's Lieblingschips", "Paul fährt nur Toyota ... falsch: Mercedes".

Paul, Paul, Paul, was ist nur aus dir geworden? Vor kurzem noch bist du fast vor Langeweile gestorben, du wusstest nicht, wie du den Tag rumbringen sollst, geschweige denn den Abend. Du hast deinen 70. Geburtstag allein vor dem Spiegel verbracht, nur damit dir jemand zurückprostet. Du hattest nie wirklichen sozialen Kontakt, dafür haben dir deine Eltern goldene Löffel in die Wiege gelegt, die du reichlich vermehrt hast. Der Preis war die Einsamkeit mit deinen Bankkonten. Zu unattraktiv für Frauen, zu eklig zu Kunden, zu ungeschickt bei Gesprächen, selbst Small Talks hast du es versaut mit unpassenden Bemerkungen. "Passt Ihre Krawatte wirklich zum Sakko?"

Und so bist du ein einsamer Wolf in einer grossen Luxusvilla geworden. Deine Kontakte nach draussen wurden immer spärlicher und nur Edouard, die treue Seele, die du aus der Gosse gerettet hast, wohnt unten im Pförtnerhaus und kommt ausschliesslich, wenn du ihn rufst.

Schluss mit den Selbstgesprächen! Die Welt muss mein Glück erfahren! "Edouard, Edouard, es ist dringend!"

"Oui, Monsieur Paul."

"Wie kommst du so schnell hierher?"

"Isch abe vor das Tür gewartet, isch abe drei komische Typen nich hereingelassen, sie wollteten Sie filmen."

"Das war ein Fehler. Okay, das konntest du ja nicht wissen. Ich bin jetzt weltberühmt! Ich lese dir mal die brandaktuelle Mail vor."

"Brand - wo Monsieur?"

"Nein, nein, keine Angst, lediglich eine ganz neue Info aus China."

"Sind die Aktien geklettert?"

"Nein! Setz dich hin und hör zu!

Vor ein paar Minuten hat mir Frau Professor Ming aus China geschrieben:

Sehr geehrter Herr Paul, nach langwierigen Selektionen und Diskussionen können wir Ihnen hocherfreut mitteilen: Unsere Kommission hat Sie auserwählt! Sie werden der erste Mensch in der Geschichte der Welt sein, der vollumfänglich geklont werden wird!

"Pardon, Monsieur, ich kennen das nicht, das Wort klone, ist das eine Art Zucht wie bei die Hünde oder die Mäuse?"

"Edouard, du Dummkopf! Klonen heisst - äh ... also, das ist noch schwierig, also, klonen heisst:

Madame Ming macht aus winzigsten Teilchen von mir, die sie zusammensetzt und wachsen lässt, nochmals einen Paul, der total genauso aussieht und denkt wie ich. Also, das wird ein zweiter, ein neuer Paul. Na, da staunst du?"

"Pardon Monsieur, rentiert sich das?"

"Edouard, du Dummköpfchen, stell dir mal vor, es gäbe zweimal denselben Edouard, wäre das nicht schön?"

"Non Monsieur, einer ist mir oft schon zu viel, ein Edouard, ça suffit!"

"Ja, das kann ich mir vorstellen bei deinem Rotweinkonsum, e i n Kopfweh am Morgen genügt." "Monsieur, bringt der neue Paul nochmals so viel Geld mit, wie Sie sind, pardon, haben?" "Nein, er kommt nackt und ohne alle Mittel auf die Welt."

"Das ist dumm, dann müssen Sie ihm die Hälfte von Ihrem Geld geben."

"Och, das kann ich mir leisten! Jetzt hör dir aber erst einmal den Rest der Mail an:

Gemäss unterschriebenem Vertrag erwarten wir Sie möglichst bald hier bei uns zu den notwendigen medizinischen Abklärungen und zur Entnahme der diversen Gewebeteile. Bitte rechnen Sie mit einer Gesamtdauer von sieben bis zehn Tagen. Für Ihren Aufenthalt ist alles bestens vorbereitet. Falls Sie Medikamente einnehmen, bringen Sie diese bitte mit. Wir erinnern Sie auch an die fünfzig Prozent Anzahlung auf die Gesamtsumme. Wir freuen uns" ... blablabla...

"Chef, pardon, was koste das?"

"Nix viel. Nach zwölf Jahren hier bei mir solltest du doch wissen, dass es heisst: Was kostet das?"

"Oh pardon Chef, was kostet Kosten?"

"Oh mon Dieu, alles zusammen 15 Millionen plus Flüge und so."

"Kosten kosten … und seit sechs Jahren abe isch keine Kostenerhöhung bekommen …"

"Wenn du dann für uns beide kochen musst, gibt es mehr L o h n, nicht Kosten, okay?"

"Aber Chef, lohnt sich denn so viel Lohn für die Chinesin?"

"Tut mir doch nicht weh, in drei Wochen habe ich das an der Börse wieder reingeholt!"

"15 Millionen?"

"Oui, 15 Millionen."

Jetzt ist er still, das kann er sich nicht vorstellen, irgendwo ab dreihundert wird's bei ihm schwierig mit dem Rechnen. "Edouard, bisher war es unmöglich, ein Leben selbst zu erzeugen und jetzt kann sie es! Das wäre mir auch zehnmal mehr wert."

"Oh là là, 200 Millionen, das kann ich mir nicht vorstellen. Chef, mach Sie es für den alten Monsieur Paul oder für den neuen Monsieur Paul?"

"Schwierige Frage. Weisst du Edouard, zuerst einmal für mich, ich bin so einsam, so allein …"

"Isch abe Sie tausend Mal zu mir für eine Flasche Wein eingeladen, Sie sind nie gekommen."

"Merci, merci, aber Alkohol ist nichts für mich."

"Wegen den Kosten oder weil Sie nischts dabei verdienen können?"

"Hallo, jetzt wirst du aber frech!"

"Pardon, mein Problem, immer ehrlisch sein zu müssen."

"Und ich tue es auch für mein zweites Ich. Nichts ist schöner, als sich selbst noch einmal zu sehen und zu erleben. Wir könnten alles zusammen machen, stundenlang diskutieren …"

"Pardon, aber Sie kennen doch schon ihre eigene Meinung!"

"Aber Edouard! Wir könnten aus meinen Fehlern lernen, vieles besser machen ..."

"Also noch mehr Geld verdienen?"

"Edouard, jetzt reicht es!"

"Oui, oui, erlauben Sie mir noch eine Frage: Was soll ich mit dem Filmteam machen? Sie wollen in zwei Stunden nochmals kommen."

"Sofort reinlassen! Und besorge alle Sorten von Getränken, die du dann hier im Wohnzimmer drapierst!"

"Très bien, oh, Monsieur kann Französisch!" "A toute à l'heure!" "Okay."

Und jetzt ab in die Dusche, nein, erst die Kleider aussuchen. Was zieht man zu einem solchen epochalen Ereignis an? Der Smoking - nö, das ist kein Festanlass, sie wollen mich sehen, wie ich bin. T-Shirt - nö, ein Millionär zieht so was nicht an, also ..., also, eine dunkle Hose und ein schickes Hemd, hell oder dunkel? Mein Gott, die letzte Kleidung habe ich vor zwanzig Jahren gekauft, was ist heute eigentlich chic? Und das Jackett sieht aus wie aus dem Brockenhaus, Edouard legt Wert auf Kleidung, er kauft bei Tati und sieht immer gut aus.

Fazit: Ich habe nichts anzuziehen! Jetzt bekomme ich die Quittung für mein abstruses, zurückgezogenes Leben.

Okay, dann blamiere ich mich und gehe ganz salopp mit Hose und Hemd raus, egal wie ältlich ich dann aussehe.

Oh nein, Schuhe brauche ich auch noch. Sind spitze mit zweifarbigem Nappaleder modern? Manchmal wiederholt sich ja die Mode, weil den Machern nichts mehr einfällt. Vielleicht sind wenigstens die Socken gleichgeblieben, tristes Schwarz passt hoffentlich immer noch. Morgen muss ich mir einiges kaufen mit einer Modeberaterin, für einen neuen modernen Paul, in drei Varianten: zuhause, kleines Schwarzes, grosses Schwarzes, alles dreifach, wer weiss, vielleicht kommen mehrere TV-Teams oder ich bin in Talkshows zu sehen, da muss man immer was Anderes anhaben.

Paul, werde wach, dein Leben beginnt jetzt! Also, ab in die Dusche. Bäh, neue Unterhosen wären auch mal fällig ...! Oh nein, muss ich mich nackischt sehen? Das ist ja ein jämmerlicher Auftritt! Paul, wo sind deine Haare? Ein paar weisse Flöckchen noch auf der Brust - und selbst die Schamhaare sind schon grau. Und wo ist das winzige Kränchen untendrunter? Kaum zu sehen, weil Fettfalten es halb zudecken. Und die Muskeln? Wackelpudding. Und der Waschbrettbauch? Achtung, achter Monat, das Kind wird bald geboren. Gute Idee!

So könnte ich mich gratis selbst klonen.

Ich knipse jetzt das Licht aus und dusche im Dunkeln. Ach, das tut gut! Ich mache wohl erst mit meinem Klon ein Blind-Date, damit er nicht gleich erschrickt über mein Aussehen, das auch irgendwann seines sein wird. Ja, abtrocknen im Dunkeln, das tut gut. Und jetzt raus, etwas mehr Deodorant als sonst, rasieren liegt nicht drin, ein Viertagebart soll ja heute modern sein.

Unterhemd oder nicht? Sowieso zu eng, also Unterhose, Socken, Hose, Hemd, Schuhe. Gürtel brauche ich nicht, die Hose spannt voll über den Bauch. Ein letzter Blick in den Spiegel: Na ja, den Typen lasse ich gerade noch durchgehen, könnte aber eher der Hausmeister sein.

Ich höre im Wohntrakt Stimmen, das können nur die Fuzzis vom Fernsehen sein. Schön, schön, dass es endlich so weit ist, fünfzig Jahre früher wäre besser gewesen, aber hier geht es ja um höhere Werte und nicht um Glanz und Gloria.

Das heisst: Gloria eigentlich schon.



Schon vor meiner Geburt habe ich indirekt ordentlich Geld verdient und im Tauschhandel meiner Familie ein wenig Luxus verschafft.

Im Nachkriegsjahr 1947 fehlte es an allem, kaufen konnte man wenig; Armut, Hunger, politische und soziale Unsicherheiten und später dann der lange eiskalte Winter machten das Leben schwierig. Meine Mutter war die einzige Gesunde, mein Vater war verletzt aus der Kriegsgefangenschaft gekommen, die Grossmutter dauerkrank und der Einzige, der den Lebensstandard hätte heben können, mein Grossvater, hatte Berufsverbot, weil er als Arzt im Verdacht stand, mit den Nazis kollaboriert zu haben. Meine Mutter hatte, trotz Mangelernährung, mit ihren ausladenden Brüsten grosse Mengen an Muttermilch produziert. Schnell hatte es sich im Dorf rumgesprochen und sie konnte aus zahlreichen Nahrungsangeboten weniger produktiver Mütter auswählen.

In dieses besondere Umfeld wurde ich am Dienstag, den 14.Oktober 1947 als 4½ Kilo schwerer Wonneproppen hineingeboren und gedieh prächtig dank der besonderen Ernährungslage und dem Arzt im Hause, der sich rührend um mich kümmerte.

Jahrgangs-Champagner als Trost

Grosses in der Ruine

Angekündigt war eine Benefiz-Veranstaltung zur Restaurierung eines Klosters aus dem Mittelalter in Hinterland der Loire, etwa 200 km südlich von Paris. «Edith Piaf - ihre Lieder, ihr Leben».

Der Veranstalter, einer der reichsten Männer in der Region, hatte uns eingeladen, weil er den französischen Namen «Pierrette et le Loup», angelehnt an «Peter und der Wolf» von Tschaikowski, so besonders fand, «Kernbeissers» kann dort niemand aussprechen.

In Schlabberhosen und nicht ganz sauberem T-Shirt führte er uns durch sein Lebenswerk: ein riesiges Kloster mit riesiger Kirche, verfallen, seit Jahrhunderten war hier nichts gemacht worden. Er hatte es für wenig Geld vom französischen Staat gekauft mit der Auflage, jedes Jahr mindestens eine Million Euro in die Restaurierung zu investieren. Innerhalb von siebzehn Jahren hatte er immerhin das Refektorium, quasi das Verwaltungsgebäude von damals, nach alten Vorlagen zu seinem Wochenendhaus mit zwölf Zimmern gemacht, der Rest war Ruine.

In der alten Kirche ohne Dach und nur mit drei Seiten Mauern, zeigte er uns die Bühne: «Hier spielt ihr, vor euch stehen dann die Stühle und Tische.» Wir

schauten uns an, von oben bröselte roter Staub und Tauben sassen auf wankenden Mauerresten.

Am Tag des Konzerts waren wir sicherheitshalber schon drei Stunden vor dem Auftritt da und erkannten das heruntergekommene Gelände nicht mehr. Überall wuselte es von Mitarbeitern, die sauber machten und Blumentöpfe mit weissen Oleanderblüten im Spalier aufstellten. Ein kleiner Kran in der Kirche half, ein riesiges weisses Zelt aufzustellen, Lastwagen fuhren edle Tische und Designerstühle an, ein Heer von Servicepersonal zauberte davor einen Platz für den Aperitif mit zwanzig weiss ummantelten Stehtischen, einem Buffet mit regionalen Spezialitäten und einem Eisbecken für viele Champagnerflaschen. Beleuchtungen wurden für das ganze Areal aufgestellt, drei Kühlwagen einer Traiteur-Firma brachten Material für eine ganze Kompanie, das Zelt sah bald aus wie ein First-Class-Restaurant in Paris.

Beim Soundcheck kam «der neue Abt des Klosters», wie sich der Besitzer gerne selbst nannte, und staunte über unsere voluminös orchestrierten Arrangements. «Im 'Olympia' in Paris klingt es nicht schöner!»

Dann fuhren die Autos vor, die meisten mit Chauffeur: Mercedes, Bentley, Rolls Royce älterer Baujahre. Ich habe nie mehr vor- und nachher so viele teure Kleidung von Damen auf so engem Raum gesehen. Ich hätte mich in keinem einzigen dieser Luxusklamotten wohlgefühlt.

Die Männer hatten es einfach: dunkler Anzug und Krawatte. Triste Farben wie auf einer Beerdigung. Tiefe Dekolletés bei Frauen, die es sich eigentlich nicht mehr erlauben konnten, Röcke bei 60-Jährigen bis zwanzig Zentimeter über dem Knie, Accessoires aus Gold und Diamanten.

Ich schaute an mir runter und zweifelte, ob ich so auftreten könne. Hosenanzug von C&A, Bluse von H&M, Schuhe von Dosenbach und eine Halskette vom Wochenmarkt in Kreta. Wolf hatte immerhin ein dunkles Jackett an, das mindestens schon fünfzig Auftritte gesehen hatte. Niemand hatte uns vorgewarnt.

Es kam aber noch heftiger. Eine Serviererin liess ein volles Glas Champagner fallen, weil sie den anderen zeigte, wer da gerade aus einem tiefer gelegten BMW ausstieg: «Unser Kulturminister! Direkt aus Paris». Jetzt verschwand ich und versteckte mich in unserem Citroën.

Vor Konzerten habe ich ein natürliches Lampenfieber, das sich mit dem Älterwerden reduzierte, aber immer präsent war. Heute hatte ich jedoch gewaltige Selbstzweifel. Diese Finanzelite hätte es sich leisten können, in den besten Konzertsälen, Opernhäusern und Festivals die besten Künstler auszusuchen, sie waren an Weltspitze gewöhnt - und nun kamen wir als Semiprofis und spielten in einer Ruine mit schlechter Akustik in einem Zelt mit einem einzigen Lautsprecher, die Lieder ihrer National-Ikone, Edith Piaf, die sie alle schon tausend Mal gehört hatten, sicher auswendig konnten und meinen Gesang automatisch in allen Details damit vergleichen würden.

In der Begrüssung würde der Moderator sagen, dass wir lange gesucht hätten, bis wir eine eigene Interpretation mit zeitgemässen Arrangements gefunden hätten, aber wen würde das interessieren?

Edith Piaf bleibt Edith Piaf.

Mein Mann setzte sich neben mich und versuchte, mich zu beruhigen: «Ein solch teures Publikum hatten wir noch nie und werden wir auch nie mehr bekommen. Wir sollten es geniessen.» - Der Kulturminister hat schon zwei Glas Schampus runtergekippt, er wird nicht mehr kritisch sein können.» - «Wir haben einen Bonus, als Schweizer einer französischen Sängerin die Ehre zu erweisen.»

Ich empfand seine Hilfe nett gemeint, aber wenig wirkungsvoll, schaltete auf Durchzug und hatte plötzlich eine Idee. «Hol uns doch bitte zwei Glas Champagner!»

Alkohol vor und während Auftritten war bei uns immer tabu, aber er spürte, dass dies die einzige Ausnahme sein würde und kam sehr schnell zurück: «Jahrgangs-Champagner, jeder Schluck zehn Euro."

Ob es der Alkohol war oder die liebevolle Anmoderation mit allen Argumenten, die wir auch gesagt hätten, weiss ich nicht, mein Selbstbewusstsein hatte sich stabilisiert und wir starteten ohne Anlaufschwierigkeiten ins Programm.

Die Reaktionen des Publikums waren ungewöhnlich. Kein Mitsingen, kein Mitwippen der Füsse, es sass ruhig und entspannt auf seinen Luxusstühlen und hörte intensiv zu, bewegte manchmal den Kopf und klatschte nach jedem Chanson laut und anhaltend. Ich kann die Typen von Beifall genau unterscheiden: schnell und wenig intensiv in die Hände klatschen, ist Höflichkeit, breit, laut, rhythmisch und mit Unterstützung der Arme, ist Begeisterung. Und hier kamen noch Artikulationen dazu von lauten «hmm, hmm» bis dezenten «bravo, bravo!». Und niemand griff zum Champagnerglas neben dem Stuhl, das war Konzentration.

Bei meinem Text über meine Emotionen am Grab von Edith Piaf wurde es so leise, dass man draussen ein Käuzchen rufen hören konnte: «An ihrem 30. Todestag legte ich eine rote Rose auf den nackten Betondeckel ihres Grabes auf dem Friedhof Père Lachaise in Paris. Ich hätte gerne ihre Chansons gesungen, doch ihre Stimme zu imitieren, das traute ich mir nicht zu. Erste Versuche verliefen peinlich.

Am 40. Todestag legte ich wieder eine rote Rose nieder und fragte sie: «Edith, wärst du eventuell einverstanden, wenn ich deine Lieder mit meiner Stimme singe und wir sie interpretieren?» Edith antwortete ganz leise: «Ja, mach es. Wichtig ist, dass meine Lieder weiterleben und meine Musik lebendig bleibt.»

Wir übten, versuchten, verwarfen und fanden endlich eine Lösung.

Am 50. Todestag legte ich eine blutrote Rose mit betörendem Duft nieder, die prächtig in unserm Garten gediehen war. «Edith, bist du einverstanden mit dem, was und wie wir singen und spielen?»

Es kam keine Antwort, doch nach kurzem Warten hörten wir die Klänge eines Akkordeons, immer deutlicher und lauter» ... und wir sangen zusammen:

Le ciel bleu sur nous peut s'effondrer et la terre peut bien s'écrouler, peu m'importe si tu m'aimes je me fou du monde entier. Tant qu'l'amour inond'ra mes matins
Tant qu'mon corps frémira sous tes mains
Peu m'importe les problèmes
Mon amour puisque tu m'aimes.

Der blaue Himmel über uns kann sich verdunkeln

und die Erde kann ruhig einstürzen, das ist mir egal, wenn du mich nur liebst. Die ganze Welt interessiert mich nicht, solange die Liebe meine Morgen durchflutet, solange mein Körper unter deinen Händen bebt.

> Die Probleme sind mir egal, wenn du mich nur begehrst.

Die Stunde war schneller vorbei, als wir uns vorstellen konnten. Drei Zugaben, es wären mehr geworden, wenn der Moderator nicht zum Dîner gebeten hätte.

Unsere Anspannung hielt noch lange an. Erst am nächsten Morgen realisierten wir anhand eines Flyers, welch ein besonderes Menü serviert worden war. Flusskrebse aus der Region und nicht aus der Türkei, eine Schinkenmousse mit weissem Trüffel, wildgefangene Forelle auf einem Gemüse, dessen Namen so lang und exotisch ist, dass man es nicht behalten kann, ein auf Rebenholz grilliertes Rindsfilet-Stück einer Rasse, die es nur hier gibt, vier Käse mit noch komplizierteren Namen und schlussendlich echte Walderdbeeren über vollen Bienenwaben. Dazu gab es einen weissen und einen roten Loire-Wein, dessen Ruf in Frankreich nicht der Beste ist, diese beiden jedoch hätte ich im Bordeaux angesiedelt, so intensiv schmeckten sie.

Den anderen auch, es wurde lauter und fröhlicher. Man blieb nicht auf seinem Platz sitzen, man nahm sein Glas und machte die Runde durch die ganze Gesellschaft, füllte zwischendurch nach dem vielen Anstossen-Müssen ein paarmal nach, und da jeder jeden zu kennen schien, kam schon eine ordentliche Menge zusammen.

Um Mitternacht verabschiedeten sich ein paar Gäste vor allem aus Paris, zwei Stunden Fahrt in diesem Zustand, na ja. Es folgten die Eliteschnäpse, alle weiss und von einheimischen Obstbäumen, da musste man ja die Unbekannteren auch probieren.

Und dann war es ein Uhr nachts. Wir dachten ans Abbauen, doch der «Abt» fand, dass wir jetzt noch eine Runde eigener Chansons auf Deutsch bringen müssten. Zustimmender Beifall. Wir erklärten jeweils die Inhalte vorweg und waren überrascht, wie viele Deutsch verstanden. Es wurde nochmals ein ganzes Konzert von einer Dreiviertelstunde vor einem aufmerksamen Publikum - trotz des hohen Alkoholkonsums.

Schliesslich kam noch die Kaffeerunde mit einer Auswahl aus 32 exquisiten Sorten. Ich genoss einen «abessinischen Hochland-Mokka», «bitter wie die Sünde» erläuterte die Serviererin.

Der Abend wurde drei Stunden vor Sonnenaufgang offiziell beendet und bei der laut beklatschten Spendensumme von 84'000 Euro staunten selbst die Franzosen.

Wir hatten einige Quadratmeter des Kirchendaches erspielt.

«Tritt sie hinten auch?»

Faszination Tandem

Als Jugendliche hatte ich nie die Chance, auf ein Fahrrad zu steigen. Wir wohnten an einem Berg, keiner in der Familie war sportlich, selbst unser geliebter Farfar zog als Arzt sein Pferd vor.

Und dann demonstrierte mein zukünftiger Mann seine körperliche Kondition, er fuhr locker die 25 Kilometer von seinem Heimatdorf zu mir hin und zurück. Der Ehrgeiz packte mich und ich startete meinen ersten Versuch einen leichten Abgang hinunter. Er stabilisierte das Fahrrad, ich wurde schneller und schneller, er musste loslassen und ich fuhr zehn Meter in ein Kornfeld hinein. Der Bauer hat es nicht gesehen. Weitere Versuche endeten im Mais oder in einem Bach. Ich war ein hoffnungsloser Fall. Aus der Not geboren, kam die Idee, ein Tandem zu kaufen. Und tatsächlich: Es sollte ein Leben lang unsere Lieblingsfortbewegung werden. Wir trainierten erst verdeckt auf Waldwegen, damit man mein Gewackel im hinteren Teil nicht sehen konnte. Irgendetwas ist mit meinem Gleichgewichtssinn nicht in Ordnung. Wir machten klare Koordinationszeichen aus: «jetzt» bedeutet «treten», «Boller» bedeutet «Unebenheit», «brrrrr» wie beim Pferd «langsam anhalten». Er übernahm alles Technische, ich hatte die

Landkarte und dirigierte von hinten: «okay, frei», das Startzeichen, «in 150 Metern nach links» oder «an der Ampel halbrechts».

Bald hatten wir unseren Rhythmus gefunden und beschlossen, den Bodensee zu umrunden. Wir kalkulierten dafür drei Tage. Die Vorfreude war riesig und wir genossen die detaillierte Planung. Die Route war durch den Bodensee-Radweg vorgegeben. Wir brauchten zwei Anhängetaschen für die Übernachtungen im Hotel, dem Picknick am Mittag, Regenkleidung, Fotoapparate, Wasserflaschen, Verbandsmaterial für alle Fälle - und mein Mann bestand auf seinem Transistorradio für die Wetterberichte. Zwei weitere Taschen mussten her und über den Gepäckträger waren Decken und Pullis gespannt.

Die ersten zehn Kilometer waren ein Traum. Freiheit total in der Bodenseelandschaft, zu zweit ganz nah, wir konnten uns verständigen und uns die schönen Dinge rundum zeigen.

Bei Kilometer zwanzig machten wir einen ungeplanten Halt. Beinmuskeln, Gesäss und Handgelenke taten weh, vor allen Dingen mir, war ich doch das Fahrradfahren überhaupt nicht gewöhnt. Wir schoben eine Viertelstunde, es half. Vor Konstanz dann das erste Problem: Wir hatten keine Papiere dabei, doch der Zöllner liess uns wegen dem besonderen

Gefährt passieren. D-Mark und später Schilling hatten wir auch nicht dabei - und föhnen mit einem Schweizer Stecker ging auch nicht.

Und dann kam im Nordteil der ewig lange Aufstieg auf den Bodan-Rücken: Schieben, schieben, schieben. Das war gar nicht so schlimm, denn unser Hinterteil bedankte sich für die Pause. Ich sehe immer noch das Hotel, wo wir das Tandem in der Garage abstellten und wie zwei Neunzigjährige krumm gebeugt, mit den Händen das Kreuz stützend, die Treppe zum Zimmer hinaufkrochen.

Das Abendessen war schnell gegessen, wir schliefen lange vor Sonnenuntergang ein.

Am nächsten Morgen dann die Überraschung, die bei allen Touren eintraf: kein Muskelkater, kein Gezerre im Rücken, nur kräftige Druckstellen überall dort, wo der Sattel den Körper berührte.

Aus geplanten drei Tagen wurden fünf. Wir hatten dabei gelernt, wie Tandem wirklich geht, alle Verbesserungen umgesetzt und vor allem erkannt, dass man das ganze Jahr fahren muss, um die Muskeln dort fit zu halten, wo sie gebraucht werden.

Mein Mann macht den ganzen Winter Hometraining. Die "Tandemritis" hatte uns gepackt und wir machten in über einem halben Jahrhundert jedes Jahr grosse Touren überall dort, wo es möglichst flach ist. Und das sind Flüsse und Kanäle.



Ein paar Jahre später dann die nächste Herausforderung. Wir hatten den ersten Hund, der immer traurig schaute, wenn wir von zuhause wegfuhren. Hundeanhänger waren damals noch nicht erfunden, also kreierten wir das erste Tandem mit Wäschekorb, erst vorne, dann hinten. Alle unsere Hunde waren begeistert, sie durften immer mit, es roch für ihre Nasen so weit oben immer verführerisch, sie konnten sicher aus der Distanz grössere Hunde und Katzen anknur-

ren und waren sich bewusst, dass sie etwas Besonderes sind, wenn sie Menschen bewunderten. Ihr Hundekorb wurde Heimat.

Erst mussten wir immer anhalten, sie aus dem Korb rauf und runter heben, damit sie auch mal rennen konnten. Dann kam das Wunder des Pingping. Eines Tages war er offensichtlich müde vom schnellen Laufen und sprang, ohne dass er je so etwas vorher irgendwo sonst gemacht hatte, während der Fahrt ein Meter zwanzig hoch in den Korb, drehte sich um und legte sich hin, als wäre nichts geschehen. Später erfand er noch das Abspringen, alles ohne Probleme und zielgenau bei egal welcher Geschwindigkeit. Nun gab es zwei neue Kommandos: "Pingping ab!" und "Pingping hopp!" Zirkus pur und manchmal gab es Spontanbeifall von Passanten.

Regelmässig Tandemfahren gibt eine durchgehend gute Kondition für alle Aktivitäten im täglichen Leben. Wir verfeinerten unsere Touren, merkten, dass uns Frankreich wegen der Lebensart am besten liegt und kennen die grossen Flüsse Loire, Rhône, Seine, Garonne und den Canal du Midi genauso gut wie den Bodensee.

Und dann überfiel uns der Grössenwahn. Um die Jahrtausendwende fuhren wir vom Bodensee über Basel, Strasbourg, Paris in die Normandie. 1'100 km in zwei Wochen. Das war für das Ego vielleicht gut,

aber weniger für den Körper. Wir haben danach samt Hund zwei Tage in den Dünen gelegen und nur geschlafen.

Und zum 75. Geburtstag hat dieses Virus wieder zugeschlagen. Wir sind von Sète am Mittelmeer die über 600km zum Atlantik bei Bordeaux gefahren. Problemlos dank gutem Vortraining.

Tandem als Lebenselixier. Und wenn es im Winter mehr als 4 Grad hat und trocken ist, fahren wir bewusst, ohne Murren und mit dem Wissen, dass wir uns etwas Gutes tun, freiwillig und mit allen Anhängetaschen die 5,4 km zu Lidl. Und zurück.

Unermüdlicher Schriftsteller

ERLEN

Das künstlerische Schaffen von Wolf Buchinger passt in keine Schublade. An der Vernissage am letzten Donnerstag, organisiert von der Bibliothek Amriswil, stellte Wolf Buchinger zusammen mit seiner Frau Inga nicht nur ein neues Buch, sondern gleich seine vier neuen Bücher vor. Wie die Anzahl der Bücher war auch die Vernissage selbst aussergewöhnlich und passte in keinen herkömmlichen Rahmen.

«Es ist eine Art Explosion» - Mit diesen Worten beschreibt Wolf Buchinger sein künstlerisches Schaffen seit seinem 50. Lebensjahr. Mit diesem Satz wird Buchinger in gewisser Weise auch der enormen Anzahl seiner literarischen Veröffentlichungen gerecht. Denn so hat der 71-Jährige seit dieser Zeit mindestens ein Buch pro Jahr veröffentlicht. In seinen Werken beschränkt sich der in Erlen wohnende Wahlschweizer nicht auf eine bestimmte literarische Gattung, sondern bedient von Kurzgeschichten über Gedichte und Romane hin zu Fachbüchern und sogar Theaterstücken fast jedes Genre.

Sensationelle Reaktion des Publikums

Die Schaffensvielfalt des Künstlers konnte das Publikum eindrücklich an der Vernissage letzten Donnerstag im Kulturforum Amriswil bestaunen, wo Buchinger zusammen mit seiner Frau Inga gleich vier Bücher auf einmal vorstellte. «Die Vernissage war einfach unglaublich. Ein anwesender Journalist hat uns bereits in der Pause umarmt, denn er habe noch nie so eine intelligente, hochstehende Buchvorstellung erlebt», erinnert sich Buchinger begeistert zurück und seine Frau Inga ergänzt: «Das Publikum war fantastisch. Am Ende hatten wir den Eindruck, wir kämen nicht mehr aus dem Saal heraus, weil die Atmosphäre so euphorisch war».

Für die Stimmung nicht abträglich war wohl auch, dass die Buchingers sich bei dem Anlass für einen Apéro riche entschieden haben, so dass für das leibliche Wohl der Gäste hervorragend gesorgt war. Zudem hatten sie ein für eine Buchvernissage völlig untypisches Bühnenbild errichtet. «Es war vielmehr ein Theaterstück als eine Vernissage. So waren auch Schwarzlicht, Playbackeinspielungen, Keyboards und Chansons Teil der Vorstellung», ergänzt Buchinger.

Vernissage mit vier Büchern

An der Vernissage wurden die Bücher, wie schon am Bühnenbild zu erahnen ist, nicht nur anhand von Vorlesungen verschiedener Textpassagen der jeweiligen Bücher präsentiert. Vielmehr kam es zu einem gemeinsamen Auftritt des Ehepaars, die unter dem Namen «Kernbeissers» mit ihren literarisch-musikalischen Programmen schon über 30 Jahre Bühnenerfahrung vorweisen können.

Bei der Vernissage stellten sie die vier Bücher: «Satire satt», «Blechschüssel und Busen», «Frankreich oh làlà» und «55 Gedichte» vor. Auf diese Weise kam ein abwechslungsreiches Programm zustande. "Das Buch 'Satire satt' ist zum Teil harte Kost, Es wird beispielsweise im Detail beschrieben, wie eine Selbstmordattentäterin ihre letzten Sekunden in einem arabischen Dorf erlebt und wie sie abdrückt. Diese Passage haben wir bei Schwarzlicht vorgetragen, um eine passende Stimmung zu schaffen», erklärt Buchinger. Dem gegenüber werden in «Blechschüssel und Busen» humoristische Ereignisse und Momente aus dem Leben Buchingers dargestellt. Und in «Frankreich oh làlà» werden heitere und satirische Kurzgeschichten über die Grande Nation erzählt. «55 Gedichte» ist, wie der Name schon sagt, ein Gedichtband, dessen Gedichte während der

Vernissage das abwechslungsreiche Programm abrundeten.

Voller Schaffensenergie

Wer sich selbst einmal ein Bild von den Auftritten der Buchingers machen möchte, wird bald Gelegenheit dazu haben. Aufgrund der enormen Publikumsresonanz planen die beiden, mit dem Bühnenprogramm der Vernissage auch in anderen Orten aufzutreten. Daneben arbeitet der Schriftsteller, Moderator und Musiker unermüdlich an neuen Projekten. So hat er ein Drehbuch für die beliebte Krimireihe «Tatort» eingeschickt und plant auch wieder, neue Bücher zu schreiben.

Friedrich Gregor redaktion@obna.ch

Wolfs Bücherkiste

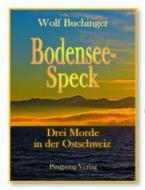


Meine Ehefrau Inga (Baujahr 47) ist ein Glückskind. Sie lebt intensiv ein positives Leben, auch dank ihres fröhlichen Naturells. Vieles habe ich in über 50 Ehejahren miterlebt und in diesem Buch niedergeschrieben.

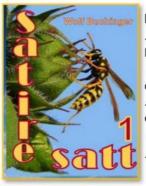
Viel Spass bei der Begegnung mit der Enkelin eines berühmten Grossvaters, Ehegattin, Lehrerin, Musikerin, Moderatorin, Allrounderin, Weltreisenden und Chansonsängerin.



Ein Pfälzer findet sein Lebensglück in der Schweiz, mutiert vollen Herzens zum Eidgenossen, erlebt dank vielfältiger Aktivitäten die Tiefe der Schweizer Seele und schreibt zum 50-Jahr-Jubiläum 2022 seine Eindrücke nieder. Erfahrungsberichte, kritische Kommentare, persönliche Betrachtungen Einschätzungen, Tipps, satirische Blicke über dieses sonst so verschlossene Land. Mit vielen Fotos, die der Autor selbst geschossen hat.



Brutal erdrosselt: Dr. Winter, seine Frau und Michelle. Das Dorf ist eingeschüchtert, die Ostschweiz entsetzt. Friedliche Schweiz adieu. Der einsame Felix Küenzli übernimmt den Fall als selbsternannter Privatdetektiv. Er kämpft gegen Vorurteile, versteckten Rassismus und bittere Egoismen.



Können Sie krisenfrei lesen

- ... wie eine Selbstmordattentäterin die letzten Minuten erlebt?
- ... warum eine nackte Soldatin in die Hände der Taliban gerät?
- ... wieso Marmorkuchen mit Bowle-Brocken ein Verkaufsschlager ist?
- ... was passiert, wenn der Tod tot ist?
- ... dann sind Sie stark genug für diese Satiren!!



Dieses Buch ist eine spezielle Liebeserklärung an die Grande Nation: ein Kaleidoskop heiterer, nachdenklicher, humorvoller, satirischer Texte, ein Blick hinter die Kulissen dieses Nachbarlandes, das zu den beliebtesten Touristenzielen zählt, von dessen Menschen man aber oft zu wenig weiss ... und immer wieder begegnet dem Leser der Bauer Mathieu mit ganz persönlichen Einblicken in sein Leben, stellvertretend für den Alltag in der Grande Nation.



Ein Blick in die Wundertüte «Leben» des Autors Wolf Buchinger. Er greift Momente heraus, die ihm auch nach sieben Jahrzehnten lebhaft in Erinnerung sind. Ein Leben geprägt von ständiger Neugier, von Kreativität, von Lust auf Abenteuer im Alltag und auf Reisen. Humorvoll, immer mit einem Augenzwinkern und selbstironisch, schaut er auf einzelne Begebenheiten zurück, die nicht weltbewegend sind, ihn aber massgeblich geprägt haben.

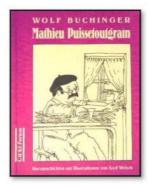


Hier werden Schweizer nicht «geschnetzelt», sie bleiben mehr oder weniger ganz. Es werden ihre Eigenarten durchleuchtet, einigen wird ein Haar gekrümmt, Unbekanntes kommt zum Vorschein, nationale Spleens werden selbst Eidgenossen zum Schmunzeln bringen.

Der Leser wird satirisch-realistisch eine Schweiz kennen lernen, die in sehr persönlichem Stil alte Klischees bestätigt und viele neue Aspekte anzeigt.



Wolf Buchinger «seziert «satirisch seine neue Heimat. Ob Röschtigraben, Spitzengastronomie, Basler Fasnacht oder die SBB. Ob Cervelat, Rütliwiese oder Uhrenindustrie, Buchingers entlarvende Pfeile treffen allesamt. Und dennoch kann er sich kein besseres Land vorstellen, um sich dort niederzulassen. 2016 wurde dieses Buch von einer Fachjury unter die 20 besten Sachbücher der Leipziger Buchmesse gewählt.



Geschichten aus dem Süden Frankreichs (für Kenner: aus dem Languedoc-Roussillon, der Region zwischen Rhônemündung und Pyrenäen).

Stories, die über die klassische Reiseliteratur hinaus Einblicke hinter die Rollläden «Frankreichs» gewähren. Es sind Geschichten eines echten Typen dieser Region, Mathieu Puissetoutgrain: kauzig, bauernschlau, witzig, frech.



Wenn Tiere alt werden, «erlöst» sie der Tierarzt, damit sie nicht länger leiden müssen. Bei Menschen geht das nicht: Sie müssen bis zum natürlichen Tod durchhalten. Ursula will anders sterben: gesund, fröhlich, lustvoll und vor allen Dingen selbstbestimmt. Diese Stunde Lesen kann vielleicht einen unglücklichen Tod verhindern.



Ein 50jähriger Unternehmer will im Lava-See des Strombolis seinem verkorksten Leben ein Ende setzen.

Doch Bella Italia lässt ihn aufblühen und an seinem Vorhaben zweifeln.



Der Klimawandel trifft Maspalomas brutal: Ein Jahrhundert-Sahara-Sturm weht Staub und Hitze über die Stadt.

Ein Ehepaar kämpft in Bungalow 3711 gegen die erstickenden Auswirkungen. Ein fiktiver, zeitgemässer Roman.



Curd, Musiker und Entertainer für festliche Anlässe, nimmt sein Publikum, sich und seine Abhängigkeit von der Musik unter die Lupe. Es ist ein Abbild unserer Gesellschaft: die Plattitüden und Banalitäten, die die Kommunikation bei derartigen Anlässen ausmacht, werden akribische unter die Lupe genommen wird. Gleichzeitig erinnert sich der Autor seiner eigenen musikalischen Karriere. Das filigrane Jonglieren auf zwei Ebenen offenbart den Kenner der Materie.



Der Leser wird auf eine unterhaltsame, tragisch-komische Reise geschickt:
Paul ist ein reicher Börsianer. Er wird zu seiner Überraschung ausgewählt, als erster Mensch ganzheitlich, mit Haut und Haaren geklont zu werden. Geht nicht? Doch In China mit deutschem Knowhow. Sein Klon Raoul wird in eine feindliche Welt geboren und erlebt Gewaltiges, bis er seine faustische Bestimmung findet.



Für Thomas bricht die allerletzte Schulwoche im «Internat am Freudenberg» an. Vom Wunsch besessen, noch vor der Matura auch in sexueller Hinsicht die Reife zu erlangen, entwickelt Thomas einen präzisen Zeitplan, in dem Barbara - Mitschülerin und heimliche Geliebte des Turnlehrers - die Hauptrolle zugedacht ist. Während der Abschlussfeier wird Thomas mit einer folgenschweren Nachricht konfrontiert, die seinen Plan in Frage stellt.



Positiv alt werden beleuchtet Aktivitäten, Partnerschaft, Lebensfreude, Gesundheit, Glück und Ziele im Alter: Der Ruhestandsplaner für die «menschlichen» Themen mit Beginn der Rente.

Übersetzt ins Französische und Italienische. Über 130,000mal verkauft.



Der Weltbestseller «Bibel» kam bisher ziemlich trocken daher. In diesem Buch hat sie der Autor deshalb aufgefrischt und modernisiert. Anstatt graubraun wirkt sie nun in zitronengelb-leicht und pfefferminzgrün-saftig. Bunter, wirkungsvoller, immer real und mit entscheidenden Details richtig spannend.



Pfarrer sein bedeutet je länger, je intensiver: «dem Volk aufs Maul schauen». Doch die kirchliche Realität ist in einem ältlichen Status stecken geblieben und wird vor allem von vielen jüngeren Menschen nicht verstanden. Dieses Buch bringt alle Standards der modernen kirchlichen Präsentation und Kommunikation auf den aktuellen Stand, damit Sie es «Ihren Schäflein sagen können» und diese sie besser verstehen.



Bürokratisch

Beim ersten Mal bliebst du genau 7 Minuten. Dann gingen wir:

drei Mal ins Kino fünf Mal Abend essen zwei Mal ins Konzert. Doch nach der ersten Nacht kamst du nicht zurück, weil ich so bürokratisch wäre.

Verstehe ich nicht, wir kannten uns doch schon 41 Tage.



The winner

Auf dem Stirnband: the first
Auf dem Pulswärmer: the best
Auf dem T-Shirt: the winner

Auf dem Polo: the number one
Auf der Hose: the greatest

Auf der Sporttasche: the champion Morgen ist mein erstes Training.

55 Karten (A5) mit einem Gedicht mit Illustrationen oder Fotos (fotografiert vom Autor)



frauenkarriere

abitur mit leichtigkeit studium mit auszeichnung karriere mit riesenschritten heirat mit hubert kinder mit lebendigkeit haushalt mit stress heute ihre grösste freude: quittengelee mit vanille



Eine gute Kommunikation und Präsentation sind wichtiger, denn je für den Erfolg, doch oft fehlt die Zeit zum Trainieren. In diesem speziellen Buch wird Ihre Lernzeit stark reduziert durch spezielle Art der Splittung: rechte Seite: das Grundsätzliche linke Seite: hilfreiche Ergänzungen Sie entscheiden nach ihren Bedürfnissen. Viele Angebote praxisrelevanter Übungen zum Selbststudium und zur Kontrolle.



Jede E-Mail ist die Visitenkarte Ihrer Firma! In diesem Buch finden Sie wertvolle Tipps:

Professionell und sicher schreiben Inhalt, Form, Stil, Grammatik Die E-Mail-Philosophie für gegenseitiges Verstehen und Vertrauen

Interaktiv - kurz und bündig klar und sachlich - mit einer Prise Humor Das Ende menschlicher Kreativität ist eine **Kreuzfahrt**.









Danke!

für ein kreatives, aktives, spannendes, musikalisches, Bücher-produzierendes, Reise- und Entdeckungs-freudiges, Tandemtouren-reiches, Neugier-weckendes, interessantes, stets auf Trab haltendes, fantasievolles, erfülltes Leben an deiner Seite.

Möge es noch viele Jahre dauern!

